



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 4, Nr. 25/26 December 13, 1951

Köln: Bund-Verlag, December 13, 1951

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.



- Neger und Juden
- 7 Millionen Dollar für Alaska
- Kinder, Kaffee, Kintop
- Es muß gehandelt werden
- Friß oder stirb, denn du bist ein Armer
- Lexikon für Horoskopier
- Ambros wurde Unternehmer
- Erich schreibt aus Madison
- Bunte Sportplatte
- Kurzgeschichten
- Foto-Preisrätsel

Morgen, Kinder, wird's was geben?

JAHRG. 4 · NR. 25/26

30
PFENNIG

13. DEZEMBER 1951



Die schwarze Josefina Baker gehört zur ersten Garnitur internationaler Künstlerinnen. In den USA beschwerten sich weiße Reisende, als sie in den Speisewagen kam. Josefina schreibt für die Zeitschrift „Ebony“, die für die Gleichberechtigung der Farbigen kämpft.

Wagen umgeschmissen, und auf sein fünfjähriges Töchterchen hetzt man Hunde. Ein paar hundert zusammengelaufene Wildgewordene der wertvolleren weißen Rasse schreien nach „Lynchgerechtigkeit“. Zur gleichen Stunde wird in einem feierlichen Festakt unter echtem Applaus an den UNO-Vermittler im Palästina-Konflikt der Friedensnobelpreis verliehen. Die ganze Welt fühlt in diesen Augenblicken heißer Dankbarkeit, daß es wohl kaum einen würdigeren Menschen gegeben hat als diesen amerikanischen Doktor. Er hat einen der gefährlichsten Brandherde der Weltpolitik zudeckt. Dr. Ralph Bunche ist Neger. Zur gleichen Stunde umarmt der Weltgrößte Dirigent Arturo Toscanini Amerikas größte Opernsängerin Marion Anderson. Marion Anderson ist Negerin.

★

Der deutsche Rassenhaß richtet sich meist gegen die Juden. Den Negern und Zigeunern begegnet man meist „nur“ mit einer sonderbaren Verachtung. Man sieht ihnen auf der Straße nach wie vor hundert, zweihundert Jahren die Spießbürger den fahrenden Schauspielern. Man findet sie zwar rasend interessant, aber etwas mit ihnen zu tun haben, nein, das möchte man lieber doch nicht. Das Grundübel bei uns Deutschen ist, daß wir die Überheblichkeit zu einer Weltanschauung gemacht haben. Das wird am schamlosesten entblößt, wenn Jazz diskutiert wird. Denn Jazz ist ja „Negermusik“. So sagt man. Ein guter Jazzfreund ist nicht rassenverrückt. Die Jazzgegner spielen sich auf, als seien sie uneheliche Kinder von Bach oder Beethoven. Sie verkünden mit arisch gestärkter Brust, die deutsche Musik „beherrsche“ die Welt. Sie faseln von Kulturvolk und schwärmen wie die Backfische für kitschige Operetten. Wenn Marschmusik gemacht wird, fühlen sie sich so recht als Herrenmenschen. Ihr größter Weihnachtswunsch sind ein paar Offiziersstiefel und eine Reitpeitsche.

Verzeihen Sie, wenn ich etwas einseitig geworden bin. Aber vielleicht wird es klar, wie häßlich Einseitigkeit ist. Egal, in welcher Richtung.

NEGER UND JUDEN

„Hängen Sie die Ahnenpapiere Ihrer Großmutter in den Abtritt“

„Alle Menschen hat der liebe Gott gemacht“, hat meine Mutter immer gesagt. Als ich in die Schule kam, mußte sich der liebe Gott geändert haben. Die Juden und die Neger konnten nicht von ihm kommen. Die Juden hatten nämlich krumme Nasen, schwarze Haare und Plattfüße. Die Neger hatten schwarze Haut und schwarze Haare und rochen schlecht. Und der liebe Gott machte nur noch Menschen mit blonden Haaren, blauen Augen, weißer Haut, germanischen Nasen und nordischen Hinterköpfen.

Ich war damals noch zu klein, um zu erkennen, was dahintersteckte. Zu klein, um mir Gedanken zu machen. Zum Beispiel darüber, daß die Menschen, die sagten, daß man die Menschen, die nicht blond, blauäugig und germanischnäsiger seien, nicht Menschen nennen könne — daß diese Menschen selbst weder blond noch blauäugig noch germanischnäsiger waren. Ja, die Menschen!

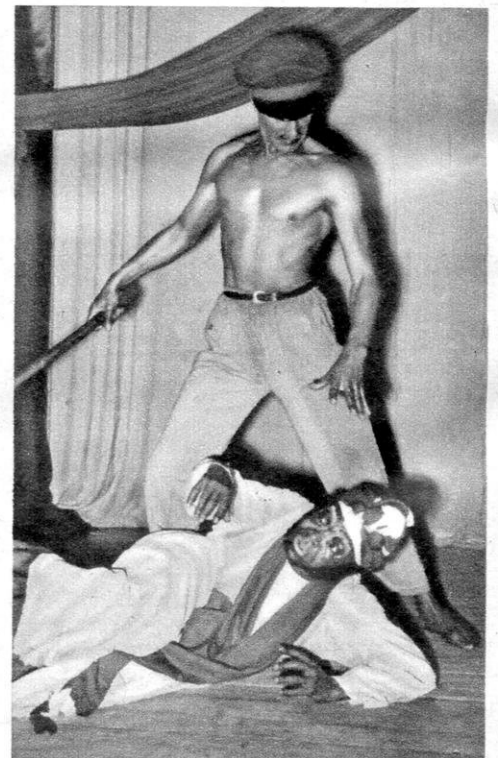
★

Eines Tages sah ich ein junges Mädchen. Es hatte langes blondes Haar. Es hatte große blaue Augen. Es war schlank und gut gewachsen. Es war der Typ des deut-

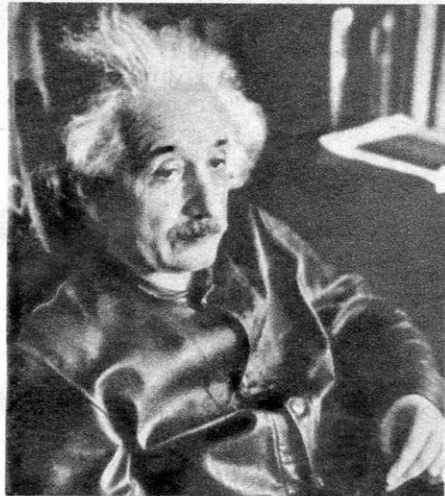
schen Mädchens. Ich war begeistert. Da sah ich den Davidstern auf seiner Brust. Das begriff ich nicht. Der Lehrer hatte gesagt... Der Fähnleinführer hatte gesagt... Und da war eine Jüdin, und die war blond. Ich bin ihr eine Stunde lang durch die Stadt nachgelaufen. Es dauerte lange, bis ich begriffen hatte. Und da warf ich meine anerzogenen Rassentheorien fort. Seit dem Tag halte ich nichts mehr von Kategorien, Abzeichen und Bescheinigungen. Mir sind die Herzen lieber. Auf die Haut drumherum und die Nase darüber kommt's gar nicht an.

★

In einer mittleren amerikanischen Stadt zieht ein Mann in ein Viertel, in dem nur Weiße wohnen dürfen. Auch das gehört leider zu den unbegrenzten Möglichkeiten. Irgendeine Schnüffelnase kriegt heraus, daß sich die Ururgroßmutter unseres Mannes in ihren Herzensangelegenheiten eines Abends in der Hautfarbe vertan haben mußte. Daß unser junger Mann in seinen Adern zwölf Tropfen Negerblut hat, ist ebensowenig seine Schuld, wie es das persönliche Verdienst des Weißen ist, weiß zu sein. Aber seine Wohnung wird in Brand gesteckt, sein



Von der Polizei niedergeknüppelt. Neger spielen im Berto-Pasuka-Ballett ihr Schicksal.



Der jüdische Professor Albert Einstein ist ein Beispiel dafür, wie unsinnig die Überschätzungen der arischen Rasse sind.

Erinnern wir uns doch, was General Harras in „Des Teufels General“ davon hält.

„Vom Rhein. Von der großen Völkerküche. Von der Kelter Europas! Und jetzt stellen Sie sich doch mal Ihre Ahnenreihe vor — seit Christi Geburt. Da war ein römischer Feldhauptmann, ein schwarzer Kerl, braun wie eine reife Olive, der hat einem blonden Mädchen Latein beigebracht. Und dann kam ein jüdischer Gewürzhändler in die Familie, das war ein ernster Mensch, der ist noch vor seiner Heirat Christ geworden und hat die katholische Haustradition begründet. — Und

dann kam ein griechischer Arzt dazu oder ein keltischer Legionär, ein Soldat Napoleons, ein desertierter Kosak, ein dicker Schiffer aus Holland, ein Magyar, ein französischer Schauspieler, ein böhmischer Musikant — das hat alles am Rhein gelebt, gerauft, gesoffen und gesungen und Kinder gezeugt. Und der Goethe, der kam aus demselben Topf und der Beethoven und der Gutenberg und der Mathias Grünewald und — ach was, schau im Lexikon nach. Es waren die Besten, mein Lieber! Die Besten der Welt! Und warum? Weil sich die Völker dort vermischt haben. Vermischt — wie die Wasser aus Quellen und Bächen und Flüssen, damit sie zu einem großen, lebendigen Strom zusammenrinnen. Vom Rhein — das heißt: Vom Abendland. Das ist natürlicher Adel. Das ist Rasse. Seien Sie stolz darauf und hängen Sie die Ahnenpapiere Ihrer Großmutter in den Abtritt.“

★

„Den unmodernsten aller Einfälle“ hat die Schriftstellerin Luise Rinser den Antisemitismus genannt. „Wer heute sagt: Man muß die Juden aus dem Land verweisen, dann verschwindet der Antisemitismus, der ist nicht vernünftiger als ein Mann im Mittelalter, der glaubte, der Hexenwahn stürbe dann aus, wenn es keine Hexen mehr gäbe. Nicht die Hexen starben aus, der Wahn starb aus. Nicht die Juden müssen sich ändern, der Antisemit muß sich ändern. Sind wir Christen oder nicht? Gilt das Gebot des Dschungels oder der Nächstenliebe? Leben wir aus tierischen Instinkten oder aus Vernunft und Sittlichkeit?“

★

Man hat in der letzten Zeit begonnen, vom Wiedergutmachen zu reden. Man kann nichts gut machen. Man kann nicht Millionen Vergaste wieder aus dem Massengrab zurückholen. Millionen Neger leben nicht noch einmal, wenn man sie von den Bäumen und Straßenlaternen losknüpft. Angesichts dieser Ungeheuerlich-



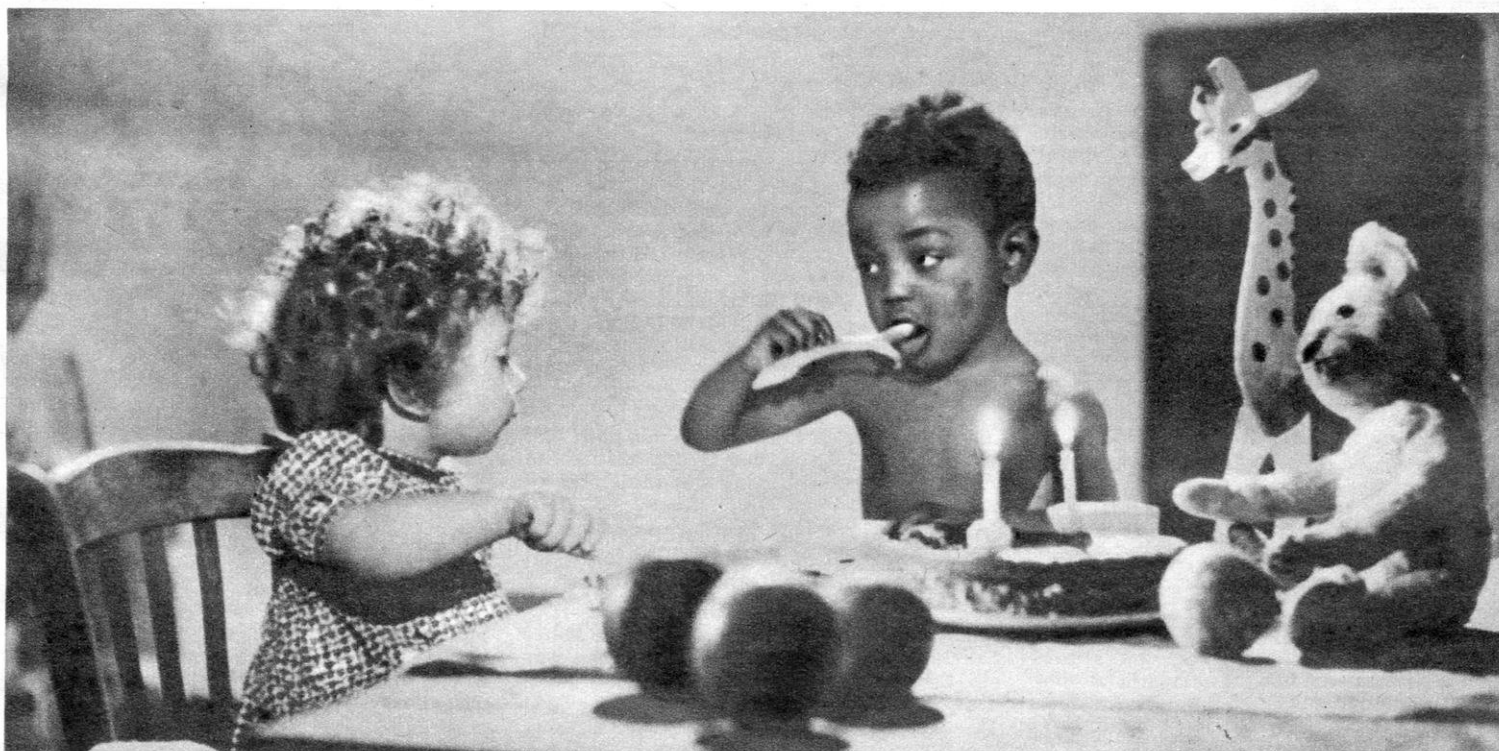
Neben Picasso ist der russische Jude Marc Chagall eine der größten Persönlichkeiten in der Malerei des zwanzigsten Jahrhunderts.

keiten hört sich das Wort „Wiedergutmachen“ wie ein schlechter Witz an. Aber wir können eins!

In ein paar Tagen ist Weihnachten. Man nennt es auch das „Fest des Friedens“. Da können wir etwas tun. Etwas versprechen. Nämlich: toleranter zu werden. Den anderen als Menschen zu achten. Vielleicht auch einmal darüber nachdenken, daß der „liebe Gott ja schließlich doch alle Menschen gemacht hat“. Man sollte es wenigstens einmal versuchen. Vielleicht kommen wir dann doch noch einmal dahin, daß man zu einem Neger sagen darf: „Du verfluchter Nigger“, und sich das gar nicht anders anhört, als wenn man zu einem Berliner „du Großschnauze“ sagt. Dann wären wir einen großen Schritt weiter.

Rolf Palm

Fotos: dpa (3), Archiv (2).



Kinder kennen keine Rassenunterschiede. Ob sie in zwanzig Jahren genau so friedlich ihren Weihnachtskuchen miteinander essen werden? Ihnen bleibt es vorbehalten, die Schluchten zu überbrücken, die der einen Seite Elend und der anderen Schande gebracht haben.

RESCHUSSATS WEIHNACHTEN



Reschussat wiederholte mit bitterem Lächeln: „Ich sage dir, sie werden doch nicht kommen!“

Der Korporal Tetard tat, als hörte er nicht. Er ordnete auf dem Verbandstisch die Binden und Mullpäckchen, die Pinzetten und Sonden, die Glasschalen und Emaillebecken, die sauber wie Küchengeschirr in Reihen standen.

Reschussat atmete tief, als wollte er sich von etwas frei machen. „Meinetwegen brauchen sie nicht zu kommen, wenn sie nicht wollen. Ich — ich mache mir nichts daraus.“

Der Korporal schüttelte unwillig den Kopf. „Wenn ich dir sage, daß sie bestimmt kommen werden, dann kommen sie.“

Eigensinnig zuckte Reschussat die Achseln. „Hier hinein wird kein Mensch kommen. Wenn sie kommen, gehen sie vorbei; da kannst du sicher sein. Aber egal, ich mache mir sowieso nichts daraus.“

„Du kannst sicher sein, daß sie auch zu dir kommen werden.“

„Glaubst du, ich weiß nicht, warum man mich in dieses Zimmer gelegt hat?“

„Weil du Ruhe haben sollst, oder vielleicht nicht?“

„Ob sie kommen oder nicht, mir ist alles gleich.“ Er kniff den Mund zusammen, um seinen Stolz zu zeigen.

Nach einer Weile rief er den Korporal: „Komm doch mal her!“

Tetard war mit dem Saubermachen fertig geworden und zündete eine Kerze an. Er schlug die Decken hoch, darunter Reschussats abgemagerter Körper lag. Aber der Korporal hatte darauf keine Obacht, und Reschussat lebte mit seiner Verwundung in stiller Geduld. Er wußte, daß ein Granatsplitter im Rücken eine ernste Sache war und daß so etwas nicht von heute auf morgen heilen kann, wenn die Beine gelähmt sind. Jedesmal wenn der Korporal ihm behilflich sein mußte, faltete er die Hände zusammen. „Wenn ich doch erst wieder so weit sein würde, mein armseliges Geschäft allein zu machen!“

„Das erleichtert dich?“ fragte Tetard.

„Ja, nun quält es nicht mehr. Aber was ich sagen wollte, jetzt ist es gleich sechs Uhr, und sie sind immer noch nicht gekommen. Ich bin froh, daß es mich nicht kümmert.“

Der Korporal antwortete nicht. Er schlug vor Verlegenheit einen der Gummihandschuhe gegen den anderen. Die Kerzenflamme züngelte davon hoch und machte Bewegungen wie ein Gefangener, der sich von seinen Fesseln loszumachen sucht, um sich zu befreien und hochzusteigen in die finstere

Nacht und höher, hinauf in den klaren Winterhimmel, in Regionen, dahin kein Laut der Erde dringt.

Reschussat und der Korporal sahen in das Licht, ohne ein Wort zu sagen. Das Wasser im Glasbehälter zitterte, als würde es geschüttelt. In Bruchteilen von Sekunden klirrten die Fensterscheiben von den Erschütterungen ferner Abschüsse und Einschläge, und jedesmal zuckte die Flamme auf der Kerze zusammen.

„Ist dir kalt?“ fragte Tetard.

„Ob das Kälte oder Hitze ist — bis zur Brust spüre ich nichts.“

„Das wird schon wiederkommen.“

„Natürlich kommt das wieder. Das ist wie abgestorben. Aber es wird sich bald wieder beleben. Ich bin doch erst vierundzwanzig Jahre alt, da ist noch alles jung und hat das Fleisch noch seine beste Kraft.“

Ein Augenblick verging. Das Schweigen war zu tief für Nichtigkeiten, die sie sich hätten sagen können. Schließlich wandte sich Reschussat noch einmal an den Korporal: „Du weißt, wie ich mit diesem Nichts zufrieden bin; aber sie hätten doch wenigstens für zwei Minuten auch zu mir hereinkommen können.“

„St — sei still! — Horch!“

Der Korporal hielt sein Ohr an die Tür und öffnete sie weit. Am anderen Ende des Korridors war aufgeregtes Sprechen und Lachen zu hören.

„Hörst du? — Sie kommen!“

Reschussat schloß die Augen. „Und wenn sie doch nicht hereinkommen?“

Plötzlich sprang ein Lichterschein an die Flurwand gegenüber der geöffneten Tür. Ein Schimmern und Funkeln von Lichtern strahlte gegen die grauen Wände und wurde heller und blendender. Die Wände schimmerten und strahlten wie ein orientalischer Palast. Das Leuchten der Lichter und das Sprühen und Glitzern von rotgoldenen und blausilbernen Kugeln war erfüllt von Lachen und freudigen Stimmen. Obwohl keiner sang, war die Luft wie erfüllt von einem seligen Lied. Reschussat, der seinen Körper nicht rühren konnte, reckte seinen Kopf hoch und hob die Hände von der Decke, als wollte er die Fingerspitzen in all das Licht und all die Freude tauchen.

„Du siehst, daß sie dich nicht vergessen haben“, sagte Tetard und setzte sich auf die Bettkante, um Reschussat den Rücken zu stützen.

Dann wurde es ein lauter Jubel. Ein hoher Tannenbaum wurde hereingetragen. Das war ein Leuchten und Sprühen wie eine herrliche Fackel. Das enge Zimmer schien wie

ein übervolles Herz zerspringen zu wollen. Das Prächigste kam erst mit den heiligen drei Königen. Da war Sorri, der Senegalschütze, mit Moussa und Cazin. Sie hatten wallende, faltige Türkenmäntel, hohe Turbane mit Kronen darauf und Bärte aus Watte. Sie traten zu Reschussat ans Bett. Sorri, der Schwarze, überreichte ein Päckchen in buntem Seidenpapier, mit Schleifen verziert. Moussa überreichte auf einem farbigen Papiertellerchen zwei Zigarren, und Cazin brachte eine Flasche Wein. Alle drei verneigten sich tief mit großen Zeremonien, die sie gut eingeübt hatten — und Reschussat sah sich beschenkt. Eine große Schachtel Pralinen in der zitternden Rechten, die Flasche Wein in der Linken, und den Teller mit Zigarren stellten sie auf den Nachttisch. Seine Hände umklammerten die Geschenke, und er lachte glücklich: „Nein — diese Jungen! — Diese Jungen!“

Die schlechte Luft des Zimmers war im Duft der Tanne und des brennenden Wachses vergangen.

„Was sie mir bringen, diese Jungen!“ wiederholte Reschussat fiebrig vor Freude. „Ich rauche nicht; ich werde sie mir zum Andenken aufbewahren. Aber gebt mir den Pinard!“

Der Korporal öffnete die Flasche. Sorri bot sie ihm mit einer tiefen Verbeugung.

Reschussat nahm langsam einen tiefen Schluck und atmete tief. „Das ist Pinard — wie gut der schmeckt!“

Es drängten sich noch ein Dutzend Gesichter im Türrahmen, und alle lachten das glückliche Lachen mit Reschussat.

Dann wurde es ein strahlender Sonnenuntergang. Der Lichterbaum wurde hinausgetragen. Glitzernd und funkelnd spielte der Widerschein im Flur, und die heiligen drei Könige gingen mit tiefen Verbeugungen.

Reschussat hielt mit beiden Händen die Flasche und sah auf die Kerze, als wäre alles Licht des Tannenbaums in ihrem hellen Schein geblieben. Lächelnd sprach er vor sich hin: „Jaja — das ist Pinard!“ —

Langsam kehrte die Dunkelheit zurück in das Zimmer und machte sich wie ein Haustier an den gewohnten Platz. Mit ihr glitt über alles eine Traurigkeit, die den Geruch der Krankheit trug. Reschussats Gesicht verlor den feierlichen Widerschein. Sausendes Schweigen quirlte in Staubwirbeln um den Flammenschein der Kerze. Er senkte den Kopf zur Seite, sah das Bett entlang, darunter sein Körper lag, sah die Gegenstände auf dem Verbandstisch wie unbegreifliche Dinge und flüsterte vor sich hin: „Warum das alles? — Warum das alles?“

Briefe an die Redaktion

Der Artikel im letzten Aufwärts: „Der Minister sagt nein, die Jugend auch“, hat den einmütigen Beifall unserer Jugendlichen in unserem Betrieb gefunden. Wir freuen uns, daß ihr so eine klare Sprache führt. Sie ist wohl für viele unangenehm, aber ihr solltet daran festhalten. Hans Braun, Koblenz.

Ja, so mancher Alte glaubt in einem Arbeitsdienst die richtige Lösung für das Problem der Jugendarbeitslosigkeit zu sehen. Es ist erfreulich, daß unser „Aufwärts“ hier eine eindeutige Haltung einnimmt und die Dinge beim richtigen Namen genannt hat.

Matthias Berg, Köln.

Richtig so, daß ihr den Männern und Politikern Bequemlichkeit, Denkfaulheit und mangelnden Mut vorgeworfen habt, die da meinen, der Arbeitsdienst sei eine Wundertüte. Was die ehemaligen Arbeitsdienstführer und die rechtsradikalen Parteien mit einem Arbeitsdienst bezwecken, ist bekannt, daß aber andere Männer des öffentlichen Lebens dafür plädieren, kann nicht laut genug angeprangert werden. Ein Vorschlag! Nennt doch offen die Namen aller dieser Leute.

Albert Brucky, Buer.

Es hat mich sehr gefreut, daß der Bundesjugendausschuß des DGB sich klar und scharf gegen die Soldatenbünde ausgesprochen hat. Ich glaube, es wäre an der Zeit, daß die Gewerkschaftsjugend auch zur Wiederbewaffnung und Remilitarisierung Stellung nimmt. So wie es die Landesbezirksjugendkonferenz des DGB in Hersbruck getan hat. Das hat mit Parteipolitik nichts zu tun, denn in der Satzung des DGB steht unter Absatz 2: „Bekämpfung von nationalsozialistischen und militaristischen Einflüssen.“

Gerhard A., Altenerding

Nicht nur Polizisten oder Soldaten? — Nein, vielleicht schon eine Avantgarde der von bestimmten Kreisen wieder herbeigesehnten „Technischen Nothilfe“ oder ähnliches? — Und liegt nicht die Gefahr nahe, daß so was eines Tages gegen die „bösen Gewerkschaften“ eingesetzt werden kann?

Es heißt hier sehr wachsam sein.

C. M., Münster

Auf der Seite „Unsere Meinung“ habt ihr in Nr. 22 einen interessanten Artikel „Sonderlehrgänge für Minister“ veröffentlicht, der in unserer Jugendgruppe Grundlage einer längeren Diskussion bildete. Wir möchten euch das Ergebnis nicht vorenthalten. „Oft genug stockt den politischen Menschen der Atem bei den Redekapriolen mancher Minister, die das Geschick deutscher Menschen in der Hand haben. Es ist hier nicht mit Sonderlehrgängen für Minister getan, deren Ausgang zweifelhaft erscheint, hier kann nur eines klar und eindeutig helfen. Diese Minister sind fehl am Platze und müssen ihre Plätze räumen. Denn wer hat zu ihnen noch Vertrauen?“

Jugendgruppe Metall, Remscheid

★

Suchst du noch ein praktisches Weihnachtsgeschenk?

Dann schenke den

Gewerkschafts- Jugendkalender

240 Seiten, Leinen gebunden,
DM 1.25. Zu erhalten bei allen
Organen der Gewerkschaften
und des DGB.

★

LESER MACHEN REPORTAGEN

AUFWARTS veröffentlicht auf dieser Seite eine Reportage, die uns der Bochumer Jugendchor von seiner Hollandfahrt geschickt hat. Auch in den nächsten Heften wollen wir Bildberichte unserer Leser bringen. Jede Gruppe kann sich beteiligen, die besten Einsendungen werden hier veröffentlicht.



Die Schrägen Fünf vom Bochumer Jugendchor bei einer Sondervorstellung frühmorgens um sieben. Die Sopranistinnen schüttelten gerade ihre Decken aus und wischten sich den Schlaf aus den Augen. Sie wußten die Darbietung zu würdigen und faßten sie als Morgenständchen auf. Wie man sich doch manchmal täuschen kann.

ES KOMMEN DIE LUSTIGEN TAGE

sangen die Bochumer Jungen und Mädchen auf den Stufen des Friedenspalastes in Den Haag. Der besorgte Pförtner gab zu bedenken, daß die hohen Herren möglicherweise „die lustigen Tage“ als Herausforderung betrachten könnten; sie seien gerade damit beschäftigt, einen Streitfall zu schlichten... Arnhem, Rotterdam, Den Haag und Amsterdam waren die Stationen, die der Bochumer Jugendchor auf seiner Hollandfahrt passierte. Die Geschichten am Rande haben sie für den AUFWARTS fotografiert.

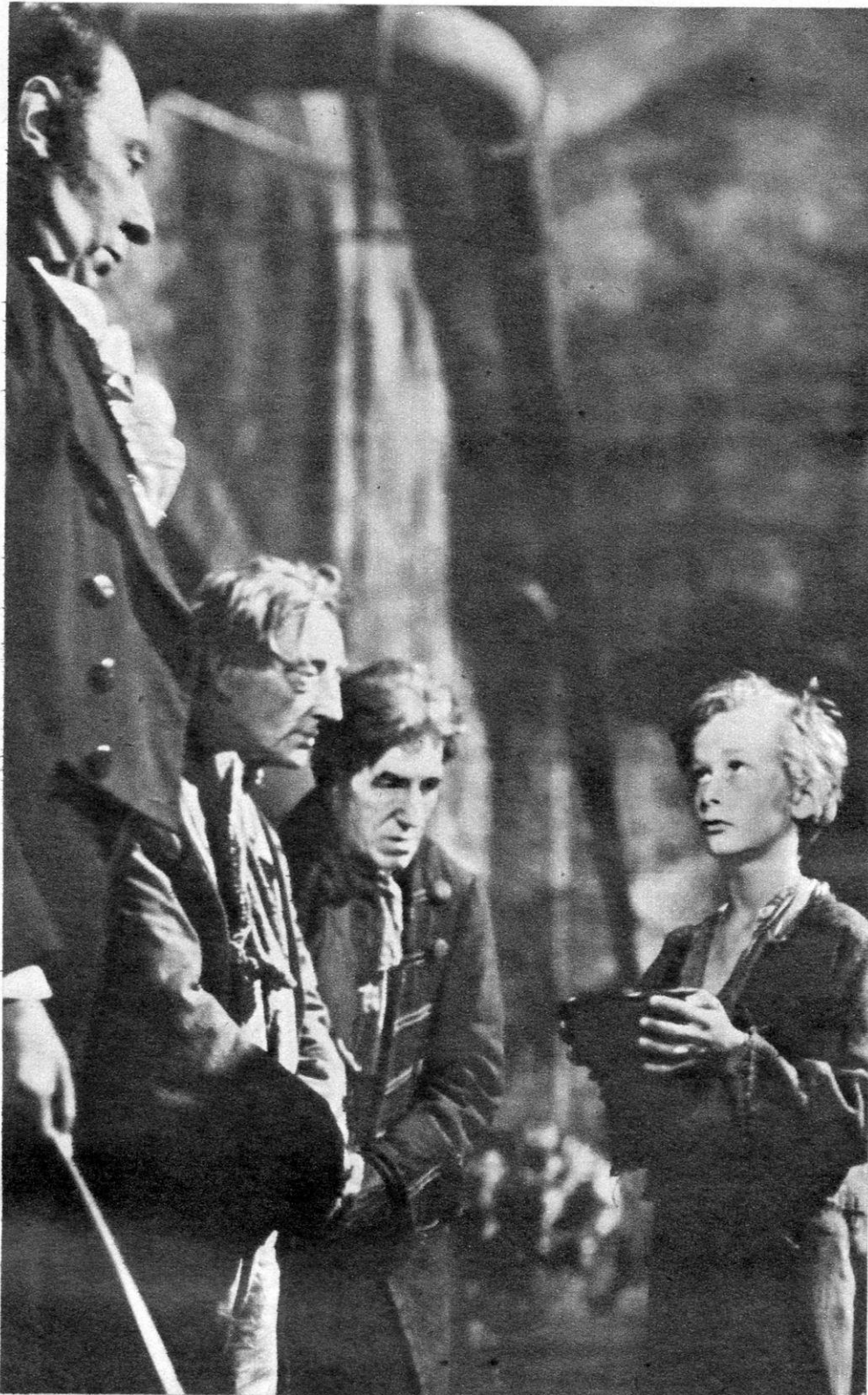
Fotos: Gregor

Altes Eisen? Musikdirektor Hermann Esser sagte: „Ich gehöre nicht dazu“ und hob das Bein wie eine echte Balletteuse.



FRISS ODER STIRB! DENN DU BIST EIN ARMER

... Ist Oliver an dem Gesetz — oder ist das Gesetz an dem Kind Oliver schuldig geworden? „Nur im Gewühl der Londoner Armenstraßen werde ich meine Gespenster los.“ ... Aus dem rußigen Nebel des Hafenviertels, aus den erstickenden Slums, aus den Jahrmärkten des Lasters und Verbrechens holte Charles Dickens seine Romanfiguren.



Mit angstweiten Augen geht Oliver zum Küchenmeister des Armenhauses. „Ich möchte mehr Suppe.“ Die Peitsche des Küchenmeisters schlägt zu. „Schlingell“ Für diesen Verstoß gegen das Gesetz wird das Kind Oliver vor die hohe Armenhausbehörde zitiert.

Am Pier des Hafens von New York wartet eine riesige Menschenmenge auf einen Schoner, der soeben von England einsegelt. Es gibt noch kein Ozeankabel: das Schiff bringt die neuesten Nachrichten aus der „Alten Welt“. Was rufen die Massen in gewaltigen Sprechchören dem näherkommenden Schiff entgegen?

„Ist die kleine Nell tot?“

Wer ist wohl die kleine Nell? Die Prinzessin von Großbritannien? Oder ein Wunderkind, das mit den Füßen Geige spielt? Nein. Klein-Nell ist die kindliche Heldin in einem Zeitungsroman, der in England und Amerika in Fortsetzungen erscheint. Wer schrieb diesen Roman, dessen Inhalt die Massen so in Erregung versetzte? Wer kann sie durch das Schicksal eines armen kleinen Mädchens rühren? Charles Dickens, der junge Journalist und Schriftsteller ist es. 1841 ist er gerade 29 Jahre alt. Über die Reling schwenkt er die letzte Fortsetzung vom „Alten Kramladen“, so heißt nämlich der Roman:

„Klein-Nell ist nicht tot!“

Die Massen toben, toben, toben — vor Freude.

Charles beklebte Schuhwichsdosen

„Meine Figuren kommen ins Wanken, sobald sie nicht eine Masse Volkes um sich haben. Nur im Gewühl der Londoner Armenstraßen werde ich meine Gespenster los.“ Das ist der wahre Dickens. So ein Mann konnte einen „Oliver Twist“ schreiben, einen Roman, der uns heute noch genau so viel zu sagen hat wie den Menschen des 19. Jahrhunderts.

In einem Londoner Elendsviertel wurde Dickens groß. Handel und Gewerbe blühten damals in England. „Aber die Staatsmänner waren ohne Ideale, die Kirche ohne das schauende Mitleid, das Dickens besaß, die Krone ohne Ehre und das einfache Volk ohne Hoffnung.“ Charles beklebte Schuhwichsdosen, las sich nachts auf seiner Dachstube die Augen krank und ernährte seine Familie, die im Schuldgefängnis saß. Erst mit 19 Jahren ging es ihm besser; er wurde Zeitungsreporter. Aus dem rußigen Nebel der Londoner Hafenstrassen, aus den erstickenden Slums, aus den Jahrmärkten des Lasters und Verbrechens holte Dickens seine Romangestalten. Sie machten ihn zum ersten Dichter der Großstadtmenge. Dickens wurde kein zynischer Realist, sondern ein liebender Bruder der Armen. Er weckte das soziale Gewissen der englischen Unternehmer, rüttelte alle Schichten aus der sozialen Gleichgültigkeit auf und entblößte den krasen Egoismus der „Freien Wirtschaft“. Trotz dieser schneidenden Sozialkritik lebt in Dickens' Werk der Glaube an den Fortschritt, die Hoffnung auf eine tragfähige Solidarität der arbeitenden Massen.

Opfer des Gesetzes

Oliver Twist ist ein Schicksal, das gestern war, das heute, morgen geschehen kann — in Deutschland, in Europa, in der Welt. Oliver wird von einer unehelichen Mutter geboren. In einem Arbeitshaus, einem Armenhaus: er ist ein armes Kind. Ist das eine Schuld? Nein! Dennoch wird Oliver durch die Mühle des Gesetzes gedreht, des Armengesetzes von 1834.

Das bestimmt: „Mittelpunkt der Ortsarmenpflege soll das Arbeitshaus sein. Es soll

nicht Straf- oder Besserungsanstalt sein.“ Aber im gleichen Atemzug kommt der merkwürdige Paragraph: „Das Armenhaus soll ein möglichst notdürftiges, wenig einladendes Unterkommen bieten, es soll den Armen abschrecken, öffentliche Unterstützung zu beanspruchen.“

Hat aber ein armes Kind die Möglichkeit, für sich zu sorgen? Nein! Also „sorgt“ der Staat. Der Staat, der das Armengesetz von 1834 schuf, denkt aber nur an „Nützlichkeit“. Er meint, das „Gemeinwohl“ würde gefährdet, wenn man die Armen zu sehr aus öffentlichen Mitteln unterstütze: die Armen würden dann „träge“ und „erwerbsuntüchtig“.

Gesetze müssen für den Menschen da sein. Jedoch für Oliver ist das Gesetz nicht da. Oliver fällt dem Gesetz zum Opfer. Er wird durch endlose Paragraphen geschleift. Endlich bricht er halb tot und zermürbt aus dem Räderwerk des Gesetzes aus. Und er verfängt sich in dem schlimmeren, des Verbrechens. Da fragt der Sozialkritiker Dickens: Ist Oliver an dem Gesetz — oder ist das Gesetz an dem Kinde Oliver schuldig geworden?

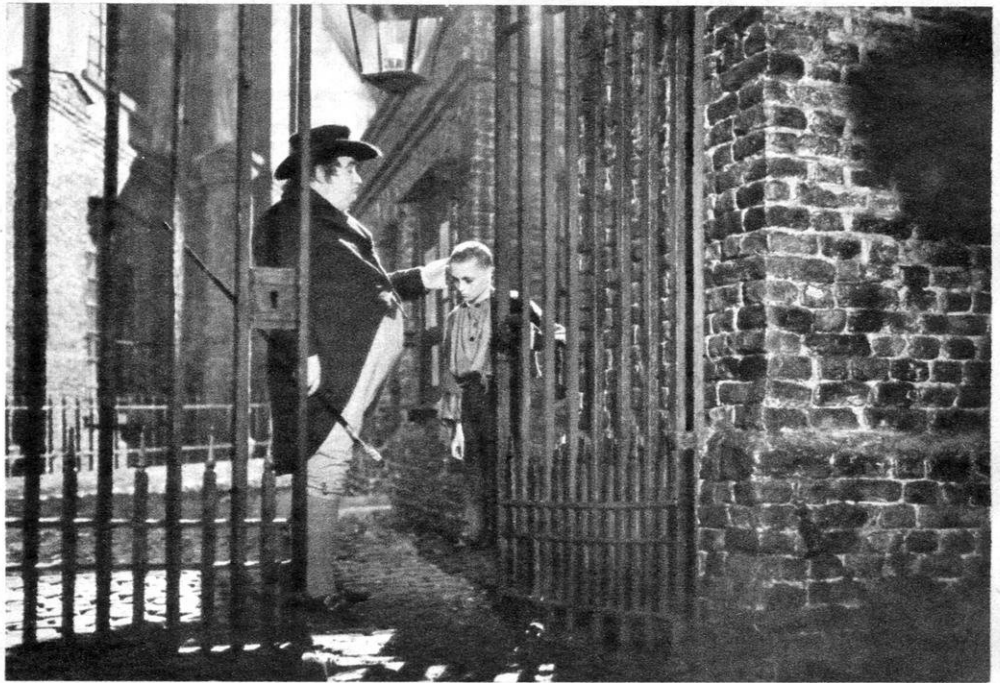
»Laßt ihn liegen!«

Die Bilder des Films „Oliver Twist“ sind aufrüttelnd. Abgemagerte Kindergesichter pressen sich durch Eisenstäbe, Kinderaugen betteln nach dem überreichen Mahl der Armenhausmagistrate. Denen schmeckt es. Uns aber dreht sich der Magen um. Die Armenkinder lösen: Wer von ihnen soll um mehr Essen fragen? Oliver! Er geht zum Küchenmeister, mit angstweiten Augen.

Angstweite Augen folgen dem bangen Gang. Eine Peitsche wippt. „Ich möchte mehr Suppe.“ — — „Schlingel!“ Die Peitsche schwingt. Für diesen „Verstoß gegen das Gesetz“ muß Oliver vor die hohe Armenhausbehörde.

Ein Mann in weißer Weste fragt: „Betest du auch dein Abendgebet?“ „Er wird am Galgen enden.“ Beim Sargmacher, an den die Behörde Oliver verkauft, muß er Hundefutter essen. Getreu der Logik des Gesetzes:

Wer ist Oliver Twist? Kein Fabrikklave, wie es sie in England damals zu Tausenden gab. Oliver ist ein Schicksal, das gestern war, das heute, morgen geschehen kann in Deutschland, in Europa, überall in der Welt.



„Das Armenhaus soll ein möglichst notdürftiges, wenig einladendes Unterkommen bieten, es soll die Armen abschrecken, öffentliche Unterstützung zu beanspruchen“, heißt es im Armengesetz von 1834. Hat aber ein Waisenkind die Möglichkeit, für sich zu sorgen?



Zermürbt und verzweifelt flieht Oliver vor dem unmenschlichen Gesetz der bürgerlichen Gesellschaft und fällt in die Hände der Verbrecher. Der Anführer der Bande hetzt mit ihm über Dächer. Hinter ihm die Verfolger. Oliver wird befreit; er findet, was er sucht: Liebe.

Fotos: J. Arthur Rank Organisation

Friß oder stirb! Denn du bist ein Armer. Arme sind überflüssiger Ballast. Und für durchgehungerte und durchweinte Nächte in einem kalten Sarglager gibt es keine Paragraphen.

Darum bricht Oliver aus, kommt nach London und fällt Verbrechern in die Hände. Man schnappt ihn bei einem Diebesgang und schleppt den gehetzten und blutenden Jungen vor die Polizei. Er hat nicht gestohlen, aber er kann sich vor Schwäche nicht verteidigen. Er bittet um Wasser. Polizeivorsteher: „Dummheiten!“ Oliver bricht zusammen. Vorsteher: „Spitzbübereien! Laßt ihn liegen.“ (Dickens hat diesen Mann nicht erfunden. Seine grausame Ver-

fahrensweise studierte er als Gerichtsreporter, und als der Roman erschienen war, erkannte man in dem Geschilderten den berühmtesten Londoner Polizeivorsteher und entfernte ihn sofort aus dem Amt.

Nach endlosen Leiden darf Oliver endlich Mensch unter Menschen sein. Ein freundlicher alter Herr — es stellt sich heraus, daß es sein Großvater ist — nimmt ihn an Kindes Statt. Er „füllt den Geist seines Pflegesohnes mit den Reichtümern des Wissens“.

Der Film ist nicht nur eine Sozialkritik. Er ist eine Verkündigung der Bruderliebe, der Gleichheit aller Menschen vor Gott. Me-

ARBEITSTAGUNG DER JUGENDSEKRETÄRE IN KÖNIGSWINTER



Heinz Westphal, Falken: „Wir sind Arbeiterkinder und stolz darauf.“



Josef Rommerskirchen, Katholische Jugend: „Gott gehörig, der Welt zugewandt.“



Willi Ginhold leitete die Arbeitstagung in Königswinter.

Fotos: Bildstelle DGB

Im Winter soll man nicht nach Königswinter fahren. Trotz des schönen Namens ist die Perle der Fremdenverkehrsstätte ein müdes Nest. Wirkliche Könige vergnügen sich im Winter unter den Palmen von Miami. Königswinter aber schläft.

Der Rhein murmelt wie ein Opa im Schlaf, die leeren Hotels gähnen — vom Drachenfels gar nicht zu reden, der träumt in seiner Einsamkeit von Drachen, die nie auf ihm gehaust haben.

★

In Königswinter wohnt ein Kaiser. In einem großen Haus an der Hauptstraße. „Jakob Kaiser, Bundesminister“, müßte unter der Türklingel stehen, wenn es notwendig wäre. Es ist aber nicht notwendig, jedes Kind in dem Rheinstädtchen kennt den Mann mit dem spiegelblanken Kopf. In ganz Deutschland spricht man von ihm. „Gesamtdeutscher Kaiser“ nannte eine Zeitung den deutschen Bundesminister. Das ist fast der offizielle Titel. Bei den sowjetzonalen Regierungsmännern ist er gehaßt wie kaum ein anderer. Das ist nicht verwunderlich, wenn man das Amt und die Geschichte des Mannes kennt.

★

Das Haus in Königswinter gehört ihm nicht, aber er wacht darüber, verwaltet es der Tradition gemäß. Er öffnet weit die Türen und läßt die hinein, die in das Haus gehören: arbeitende Menschen. Hauptstraße 24 trägt den Namen „Adam-Stegerwald-Haus“. Wer war der Mann mit dem ältesten biblischen Namen?

Ein fortschrittlicher Mann: gründete 1899 den Zentralverband christlicher Arbeiter, wurde 1919 Vorsitzender des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften, zugleich Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Von 1930 bis 1932 war er Reichsarbeitsminister im Kabinett Brüning.

★

Das Haus atmet die Tradition des alten Kaiser-Freundes Stegerwald. Im März 1934, als Königswinter mit Hakenkreuzfahnen übersät war, flatterte auf dem Dach des Stegerwald-Hauses anlässlich der Reichstagswahlen die Fahne der Republik.

★

Das gehört zu der Geschichte des Hauses, gehört zu der Geschichte Jakob Kaisers, gehört zur Geschichte der Gewerkschaften. Niemand hat sie aufgeschrieben, diese Geschichte der Gewerkschaft in den Jahren um 1933. Es war der Anfang der Einheitsgewerkschaft.

★

„So haben wir sie erlebt“, sagte Jakob Kaiser vor den 140 Jugendsekretären des Gewerkschaftsbundes. „In den vergangenen Jahren der Illegalität gab es keine verpflichtendere Aufgabe als die, die geistige, programmatische und organisatorische Plattform für das künftige Gewerkschaftsleben, aber auch für die staatspolitische Arbeit zu schaffen. Diesem Ziel dienten in der Hitlerzeit sozialistische und christliche Arbeiterführer.“

„Ich habe in Berlin am Rande der Straße miterlebt, wie Göring am 1. Mai mit den Arbeitern durch die Straßen zog. Ich werde die Demütigung, die dieser Tag für die Arbeiterschaft mitgebracht hat, nie vergessen...“

„Die Einheit der Gewerkschaft wurde aus zwei Wurzeln geboren, aus der Lehre Karl Marx' und aus der christlichen Sozialidee. Je mehr wir uns dieser zweifachen Wurzel

bewußt werden, um so besser ist es für die deutsche Arbeiterschaft.“

Die zweifache Wurzel. Kaiser sagte es mit Betonung, sagte es vor 140 Jugendsekretären des DGB.

Sie kamen auf Einladung der Hauptabteilung Jugend nach Königswinter, um unter der Leitung von Willi Ginhold eine Woche lang miteinander zu arbeiten, zu diskutieren, zu lernen. Sie ließen sich nicht anstecken von der Schläfrigkeit des Rheinstädtchens. Sie waren zu beschäftigt. Mit sich und ihren Sorgen.

★

Welcher Jugendsekretär hat keine Sorgen? Die junge Bewegung wächst langsam aus den Kinderschuhen. Praktiken und Theorien müssen überholt werden, neu erarbeitet werden. Die Woche in Königswinter war kein Ausflug. Es gab keine unverbindlichen Traktätchen und geschwätzige Unterhaltungen. 140 Jugendsekretären konnte man nichts vormachen. Sie reagierten prompt auf einen falschen Zungenschlag. Ihre Praxis in den Städten der Industriegebiete, in der mühsamen Kleinarbeit der Jugendgruppen war ein guter Regulator, als die Theoretiker dozierten. So wurde aus Theorie und Praxis die Einheit des Programms gewerkschaftlicher Jugendarbeit.

★

Theo Pirker, Dozent der Bundesschule Kochel, Autor der „Frankfurter Hefte“, sprach über „Jugend in der Struktur der Gesellschaft“. „Wir müssen versuchen, eine saubere Analyse zu ziehen“, sagte er. „Analyse“, das war sein Wort. „Jugend heute“, ist das Nullachtundfünfzehn-Thema aller einschlägigen Jugendversammlungen. Pirkers Referat war nicht genormt: höchst eigenwillig, sehr gründlich, für manche ketzerisch.

„Im politischen, im gewerkschaftlichen Raum muß ein Höchstmaß an Spannung vorhanden sein.“ ... Freiheit ist nur ein Faktum, soweit die Menschen sie erfahren.“

★

Über fehlende Spannung im gewerkschaftlichen Raum braucht sich niemand zu beklagen. Die Einheit der Gewerkschaft bringt sie mit sich, die „zweifache Wurzel“, von der Jakob Kaiser sprach. „Es gilt, das gemeinsame Interesse der jungen Generation als das dominierende Element durchzusetzen“, sagte Pirker, der in seinem Referat entwickelte, daß es nicht nur ein Klasseninteresse gibt, sondern auch ein gemeinsames Interesse der jungen Generationen, quer durch die Struktur der Gesellschaft.

„Die Ziele der jungen Generation sind identisch mit den Interessen der Gewerkschaften.“ „Diese junge Generation muß organisiert werden.“

★

Abends lief ein Film. „Junge Gewerkschafter in Amerika.“ Der Hauptdarsteller, etwas verschämt lächelnd, saß im Saal. Als der Film umgespult wurde, feierte man ihn gebührend.

„Mit diesen Händen“, hieß der andere Streifen, der am nächsten Abend lief. Kampf der amerikanischen Gewerkschaften. Warum drehen wir so etwas nicht in Deutschland?

★

Es war nicht Günter Lüders, der am 2. Tag referierte. Es war nur seine Stimme und sein Gesicht.

Dozent Dr. Flöter kam von der Bundesschule Burgwall. „Die Bedeutung psycholo-



Kurt Hahn, Naturfreunde: „Man nennt uns boshaft Brennesselklub.“



Julius Überhoff, Sportjugend: „Der Sport, der greift ja so weit in unser ganzes Leben ein.“



Heinrich Karsch, Pfadfinder: „Wir sind die Brüder auf dem gleichen Schiff.“

gischer pädagogischer Vorgänge für die Persönlichkeits- und Gemeinschaftsbildung“ hieß das Referat. Solchen Referaten geht meistens der Ruf voraus, daß sie beim Urschleim oder zumindest bei Adam und Eva beginnen.

Der Auftritt Dr. Flöters war fast eine Sensation. Nichts Adam und Eva, nichts Urschleim. Dr. Flöter war aktuell, stellte Forderungen. 140 Jugendsekretäre ließen ihre Gehirne knacken, als Flöter sagte: „Wir können an Kafka, Strawinski, Picasso nicht vorbeigehen. Sie sind keine andere Welt für uns...“ Kafka, Strawinski, Picasso — nix Arbeiterkultur, nix Proletenkult. Die Arbeiterbewegung hat sich geändert, mit ihr die kulturellen Ansprüche.

In Flöters Kerbe schlug auch ein freundlicher dicker Mann. Daß er etwas mit Kultur und Kunst zu tun haben mußte, sah man an seinen langen Haaren. Anton Burmeister sprach über „Ursachen und Ziele gewerkschaftlichen kulturellen Wirkens“. Er sagte: „Es gibt keine soziale Gesellschaft ohne soziale Kultur.“ Das widerspricht nicht Flöters Forderungen. Burmeister sagt, daß Kultur nur dann eine Funktion in der Gesellschaft hat, wenn sie breitesten Schichten des Volkes zugänglich gemacht wird, wenn alle davon profitieren. Die Ruhrfestspiele der Gewerkschaften fanden den Weg, daß die Kultur Funktion in der Gesellschaft ist.

„Ihr dürft euch als wirtschaftlich Schwächere natürlich organisieren, ihr dürft aber niemals euren Charakter verlieren, nämlich daß ihr schwach seid.“

Damit glossierte Dr. Adolf Arndt, Minister a. D. und MdB., Unternehmeranschauungen über die Gewerkschaften. „Die gesellschaftlichen Verbände in der modernen Demokratie“, hieß sein Referat, das sich durch kristallene Klarheit auszeichnete.

„Wenn die Gewerkschaft parteipolitisch zersplittert wird, rückt sie auf die Ebene der Parteipolitik.“ In der anschließenden Diskussion fielen die Worte „Nationaler Notstand“ und „Nationale Konzentration“, deutliche Hinweise auf parlamentarische Zersplitterung und das Inskrautschießen demokratischer Feinde.

Arndt: „Eine der größten Notwendigkeiten für die Entwicklung der Demokratie ist die Einheit der Gewerkschaften.“

Am Nachmittag des 28. November stellten sich die Jugendverbände des Deutschen Bundesjugendringes vor. Sie sollten über ihr Verhältnis zur Gewerkschaftsjugend Stellung nehmen. Für „einen Sprung“ hatten sich die Vorsitzenden frei gemacht. Josef Rommerskirchen, Vorsitzender des Bundesjugendringes und der Deutschen Katholischen Jugend kam mit dem Altenberger Lieferwagen nach Königswinter. Man fand das nicht repräsentativ, aber die Bescheidenheit anerkennenswert.

„Hahn“, stellte sich der Vertreter der Naturfreunde vor. „Hahn“ stellte sich auch der Vertreter der evangelischen Jugend vor. Dann mit einem Blick auf den ersten Hahn: „Wir sind keine Brüder.“ Und dann verbesserte er schnell: „Aber wir sind doch Brüder.“ Und das war kein Witz. Der evangelische Pastor Hahn meinte das sehr ernst. Ebenso ernst war, was er über das Verhältnis seiner Jugendorganisation zur Gewerkschaftsjugend sagte:

„Sie werden in Zukunft stärker miteinander zu tun haben... Wir wollen nicht für die christlichen Normalverbraucher arbeiten...“ „Wir dürfen den Menschen im Betrieb nicht allein lassen. In diesem Punkt hat die Kirche ein hundertjähriges Versagen gutzumachen,

indem sie sich mit dem solidarisch erklärt, der unter die Räuber fiel.“ „Der Arbeiter muß aus der Verstristung des Kapitals herauskommen!“

„Sie werden denken, aha, jetzt kommt der von den dicken Speckbauern“, stellte sich Bernd Staniki von der Landjugend vor. Der magere sympathische junge Freund hätte unbesorgt sein können, er sah nicht danach aus, und seine Worte klangen nicht danach. „Arbeiter und Bauern waren nach meiner Ansicht untrennbare Begriffe. Wir von der Landjugend sind bemüht, einen engeren Kontakt zur Gewerkschaft zu schaffen... Weil wir es über die Alten nicht mehr schaffen, sollten wir Jungen uns bemühen, es in tolerantem gemeinsamem Gespräch zu tun.“ Und hier war wieder ein Beispiel für Pirkers These von dem gemeinsamen Generationsinteresse junger Menschen quer durch alle Klassen.

Pastor Hahns Namensvetter von den Naturfreunden: „95 v. H. unserer Mitglieder sind gewerkschaftlich organisiert! Heiner Karsch, Vertreter der drei Pfadfinderbünde, konnte das von seiner Organisation nicht so unbedingt behaupten. Gewerkschaftsfeindlich war niemand. Weder die Sportjugend noch der Verband Deutscher Studenten. Gerade dieser Verband hat in praxi Beweise für eine fruchtbare Zusammenarbeit geliefert...“ Daß Heinz Westphals „Falken“ gewerkschaftlich organisiert sind, braucht nicht erwähnt zu werden. Die Zielsetzung und das Programm der sozialistischen Jugend Deutschlands verpflichten das Falken-Mitglied, in der Gewerkschaft mitzuarbeiten. Josef Rommerskirchen brauchte nur einen Passus der Bundesordnung Deutscher Katholischer Jugend vorzulesen: „Pflicht eines jeden Mitgliedes ist es, mitzuarbeiten in der Gewerkschaft.“ Das gilt uneingeschränkt.

Josef Viehöfer, Leiter der Pressestelle des DGB, sprach über „Öffentliche Meinungsbildung“. Was nützt heute das beste politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Programm, wenn es nicht in die Öffentlichkeit getragen wird! In die Öffentlichkeit, die sich eine Meinung bilden soll. Die Zeitung, das Flugblatt, das Plakat, der Rundfunk und der Film sind Sprachrohre aus Papier, Äther und Zelluloid. Man soll sie nicht unterschätzen. Propaganda ist nicht nur für Zahnpasta und Filmschauspieler da.

Karl Braukmann erstattete Bericht über den gegenwärtigen Stand der Jugendgesetzgebung, und Rudi Herbig entwickelte das Jugendprogramm für das Jahr 1952.

Willi Ginhöld blieb es vorbehalten, die verschlüsselten Referate der Gewerkschaftstheoretiker für die Praxis zu erschließen. Sein großes Schlußreferat gab jedem Funktionär Aufträge mit auf den Weg: „Die Organisation zu vermenschlichen und zu demokratisieren, den notwendigen geistigen Hintergrund zu schaffen, und auch für den Bereich der Jugendarbeit politisch aktiver zu werden.“

Hoffentlich hat niemand das Notizbuch verloren, in das jeder seine Anregungen schrieb. Anregungen und Aufträge für die Arbeit in den Gruppen, für die Arbeit in den Industriegebieten. Remilitarisierung, Bundesjugendplan, Internationaler Jugendaustausch, Jugendheimbau, Arbeit in den Betrieben: Fragen über Fragen. Arbeit über Arbeit, gute Arbeit verlangt die Gewerkschaft von ihren Funktionären. Aber nur wenn man einen Überblick hat, wenn man das wirtschaftliche, soziale und kulturelle Gefüge der Gesellschaft übersehen kann, hat sie einen Sinn. Deshalb: lernen, lernen, lernen. 140 Jugendsekretäre ließen sich von der Schläfrigkeit des Rheinstädtchens nicht anstecken.



Student Braubach, Verband Deutscher Studenten: „Es bestehen keine Vorurteile.“



Wilhelm Hahn, Evangelische Jugend: „Wir wollen nicht für den christlichen Normalverbraucher arbeiten.“



Bernd Staniki, Landjugend: „Sie werden denken, aha, jetzt kommt der von den dicken Speckbauern.“

WIR ZÜNDEN NUR DIE LICHTER AN

Steermann Döhle konnte es dem Ersten Offizier nicht vergessen, daß er ihn einmal vor versammelter Mannschaft abgekanzelt hatte. Es passierte bei einer Ausbesserungsarbeit an der Brücke, die der Novembersturm zerschlagen hatte. Döhle benahm sich ziemlich ungeschickt dabei. Schließlich warf er den Hammer weg und erklärte, daß er als Steermann angemustert hätte und nicht als Tischler. Der Erste streifte ihn mit einem kurzen Blick, bückte sich dann gelassen nach dem Hammer und sagte, indem er sich an den Platz des Steermanns stellte: „Ein Seemann muß alles können“, und führte die Arbeit fachmännisch zu Ende.

Seitdem ging Döhle ihm aus dem Wege. Sonderlich schwer war das nicht, denn der Erste legte keinen Wert auf Unterhaltung und war im Dienst so knapp, wie es nur eben ging. Seine meisten Anordnungen bestanden aus einem ruhigen Blick der Augen oder aus einer gelassenen Geste der Hand. „Alles nur Mache!“ sagte Döhle. Aber die Mannschaft sagte das nicht. Sie spürte, daß diese unerschütterliche Ruhe der Ausdruck einer vollkommenen Sicherheit war. Und wenn er es vorzog, privat für sich allein zu sein, so war das seine Sache. Und Döhle, der im Dienst immer einen Krach machte wie die Feuerwehr, sollte endlich mal mit seinen gehässigen Bemerkungen Schluß machen!

Aber Döhle war verbohrt. Er wollte dem Ersten die Blamage heimzahlen, ihn einmal aus der Ruhe bringen und seine Gelassenheit erschüttern. Aber während des Dienstes kam man nicht an ihn heran, der Abstand schien meilenweit. Und von seinem Privat-

leben war nichts bekannt. Verheiratet konnte er nicht sein, denn er ging kaum von Bord, wenn das Schiff im Hafen lag. Und doch mußte da etwas sein! Irgendeine verwundbare Stelle hat doch jeder Mensch! Eines Tages stand die Tür seiner Kammer offen, während er beim Käpten war. Döhle trat ein. Vielleicht war hier etwas zu entdecken. Aber der Raum war wie alle andern an Bord. Nur auf dem Tisch stand das Foto einer jungen Frau, daneben eine kleine Vase mit Blumen. Döhle verzog den Mund. Blumen auf hoher See! Eine Liebesgeschichte also! Und gewiß eine Sache, die den einen oder anderen an Bord interessieren würde. Und Döhle nahm das Bild an sich. Vielleicht brachte das den Herrn aus der Ruhe!

Aber der Steermann wartete vergebens. Manchmal schien es ihm, als wenn der Erste ihn besonders prüfend ansah, aber das konnte auch Einbildung sein. Um das verschwundene Bild fiel kein Wort. Tag um Tag verging, Woche um Woche, bis zum Weihnachtsabend. Das Wetter war schlimm. Sturm, Kälte und Finsternis. Ein Brecher nach dem anderen rollte über das Schiff. Das Deck gleich einer Eisbahn. Döhle kam zu Fall, als eine schwere See über das Vorschiff brach. Die Woge hob ihn an wie ein Spielzeug. Also ist es Feierabend mit dir, dachte Döhle erstaunt. Aber da packte ihn jemand mit hartem Griff. Die Woge riß und riß, aber die Kraft der Fäuste hielt stand. Döhle kam wieder auf die Füße. Und neben ihm stand der Erste.

Döhle erschrak wie nie. Er rang nach Worten, aber der Erste ließ ihm gar keine Zeit. —

„Der Baum muß zum Vorschiff rauf!“ schrie er und drückte Döhle ein Lattengestell in die Hand. Nach mehreren Anläufen schafften sie es. Der Erste nagelte das Lattengestell an den Planken fest, zurrte ein Stromkabel durch das Oberlicht zum Steckkontakt im Mannschaftslogis, und dann brannte der Baum, inmitten der kochenden See.

Döhle war vollkommen durchhin. Er riß das Foto aus der Tasche, als ob es ihn brenne, und stieß es seinem Lebensretter zu. Ohne hinzuschauen, nahm es der Erste und sagte ruhig wie immer: „Es ist das Bild meiner Frau, Döhle. Sie wurde vor Jahren in einer ebensolchen Nacht über Bord gespült. Und seitdem stelle ich den Baum hier hin. Vielleicht sieht sie ihn brennen, vielleicht auch nicht. Wir zünden nur die Lichter an, Döhle. Wem sie wirklich leuchten, wissen wir selten. Aber irgendeinem leuchten sie gewiß.“

Der Steermann atmete schwer und suchte nach der Hand des Ersten. Aber der schritt schon dem Mannschaftslogis zu. Döhle folgte verstört und sank dort auf einen Stuhl. Auf dem Tisch dampften die Punschgläser. Der Erste prostete den Matrosen zu und hob sein Glas dann dem Steermann entgegen. Und nun war es ganz mit ihm aus. Der Erste sah, wie es in Döhles Gesicht zuckte. Er stand auf und sagte kurz: „Wollen uns den Baum ansehen.“ Und Döhle hatte das Alleinsein, das er brauchte, um sich wiederzufinden. Durch das Oberlicht schimmerten die Lichter, die der Erste angezündet hatte. Und einem leuchteten sie an diesem Abend gewiß...



VOR EINEM SCHAUFENSTER

O Glückseligkeit, arbeiten zu können und zu verdienen. Wie ist es schön, zu wandern durch die hellerleuchteten abendlichen Straßen im Großstadtstrudel, in den glitzernden Schaufenstern Geschenke betrachten und durch die ständig rotierende Drehtür in den Kaufraum treten zu können! Wie lachen die Augen beim Glanz der geschauten Dinge! Wonnefreude rieselt durchs Herz. Eine Puppe, ein Wägelchen für meine Kleine. Und etwas ganz Besonderes für die Frau. Ich Glückstrahlender gehe hinaus, mit Paketen behangen. Die Drehtür kreist...

Freundlich nicken die Leute, sehen mich an und naschen von meiner Freude. Gleich werden auch sie so aus dem Laden kommen. Leuchten, macht Platz! Laßt mich mit meinem Glück nach Hause!

„Bitte, bitte!“ Lächelnd neigende Gesichter gehen zur Seite.

„Danke sehr! — Danke!“ So schlängele ich mich zur Straße.

Da ist noch so'n Schaufenster. Eine kleine elektrische Eisenbahn läuft auf blanken Schienen immer im Kreis herum. Zwei kleine Lichter hat die Lokomotive. Das sieht so märchenhaft aus. Man kommt sich dabei wie ein Riese vor. Ich muß doch noch einmal die Eisenbahn laufen sehen.

Ein kleiner Platz an dem großen Fenster ist noch frei. Still stehen die Leute mit Kinderaugen davor. Ich stelle mich neben sie. „Oh, Mutti!“ ruft ein kleiner Knirps. „Mutti, die möchte ich haben!“

„Na, warte, vielleicht bringt sie der Weihnachtsmann!“

Dieses „vielleicht“ kennen wir, es ist schon ein halbes Versprechen.

Direkt neben mir steht ein Mann mit den Händen in den Taschen. Er sieht auf die Frau mit dem „vielleicht“. Und er sieht auf das Kind. „Ja, die Kinder!“ murmelt er vor sich hin. Die Worte dringen wie eine verwehte Melodie in mein Ohr.

„Das sind schöne Erinnerungen!“ glaube ich flüstern zu können.

Jetzt sieht mich der Mann an. Sonderbar, die Freude in mir wird still. Das Gesicht, das sich mir zeigt, ist ledern-grau; die düsteren Augen prüfen mich.

„Hm, ja... Kinder freuen sich immer über solche Dinge!“ Das sage ich wie zur Entschuldigung.

„Wenn man aber arbeitslos ist?“ fragt der Mann mit merkwürdiger Betonung.

Und ich weiß, ohne daß er es sagt, er hat auch Kinder.

„Hm, ja...“ Was soll ich auf seine Frage antworten? Es ist besser, ich gehe weiter. Soll ich weitergehen? Ich kann nicht! Die Freude ist weg. Ohne Freude kann ich nicht weitergehen.

Die Leute neben uns merken nicht, was zwischen dem Manne und mir vorgeht. Es geht ja auch nichts Sichtbares zwischen uns vor. Wir messen uns mit den Augen. Ach, der Mann hat Tränen vor seinem Blick.

Und im Schaufenster kreist die kleine Eisenbahn.

Albert Kuzak. Foto: Hoffmann

Wie der Weihnachtsbaum nach Amerika kam

Der schöne Brauch, das Weihnachtsfest mit einem Lichterbaum zu begehen, wurde zum erstenmal im Jahre 1604 in Straßburg beobachtet und gelangte erst viel später von Deutschland über England und Frankreich nach Amerika. Noch im Jahre 1844 hieß es in einer Londoner Schrift, „daß die deutsche Form der Weihnachtsfeier mit einem erleuchteten Baum in England neuerdings einigen Menschen, besonders aber Personen am Hof, bekannt ist“. Dieselbe englische Schrift prophezeite überdies, daß der Weihnachtsbaum wohl in einem Vierteljahrhundert von England seinen Einzug „in die kanadische Wildnis und von dort an die Ufer des Missouri und Columbusflusses“ halten werde.

Was der Verfasser dieser Schrift nicht wußte, war die Tatsache, daß zwei deutsche Einwanderer in Philadelphia, ein Lehrer Friedrich Knorr und sein Freund, der Arzt Konstantin Hering, bereits im Jahre 1834 zwei Tannenbäume in New Jersey fällten und sie eigenhändig unter dem Gejohle von Straßenjungen durch die Stadt schleiften, um das Weihnachtsfest auf gute deutsche Art zu begehen.

Aber die Ehre, den Christbaum in Amerika populär gemacht zu haben, wird gewöhnlich einem armen Schneider mit Namen August Irmgard aus Wetzlar zugesprochen.

Als er 1847 zu seinem Bruder Fred nach Wooster im Staate Ohio auswanderte, wollte er seinen deutschen Nichten und Neffen eine Weihnachtsfreude machen. So fällte er am Stadtrand einen Tannenbaum, schnitt eigenhändig Papiermuster aus und schmückte damit seinen Baum, zu dessen Krönung er eigens bei einem Dorfschmied einen Stern aus glänzendem Metall herstellen ließ. Der Baum war eine Sensation für die Kleinstadt, und am Weihnachtsabend des nächsten Jahres hatten fast alle Bewohner von Wooster einen Christbaum aufgestellt.

Heutzutage nun, über ein Jahrhundert später, haben nicht nur Deutschamerikaner, sondern fast alle amerikanischen Familien ihre Weihnachtsbäume. Ein Professor der Forstschule des Staates New York schätzte kürzlich die Summe, die Amerikaner alljährlich für Christbäume ausgeben, auf 25 Millionen Dollar.

★

SIBIRISCHE WEIHNACHT

*Sprich nicht, mein Freund,
ich weiß, du bangst vor dieser Nacht
so wie ein Tier, das voller Angst
des Winters Kälte stumm durchwacht.
Du ahnst und fühlst die Einsamkeit
der namenlosen, langen Stunden,
da alles Glück, so fern und weit
und nicht den Weg zu dir gefunden.
Und doch sollst du nicht traurig sein,
mußt deine Sehnsucht still versenken —
in dich — und dann mit dir allein
des Glückes und des Tags gedenken,
wo du dereinst mit frohem Herzen
trittst vor der Weihnachtskerzen Schein,
bereit von dieser Tage Schmerzen. —
Du wirst dann nie mehr einsam sein!*

Gerhard Krause

★

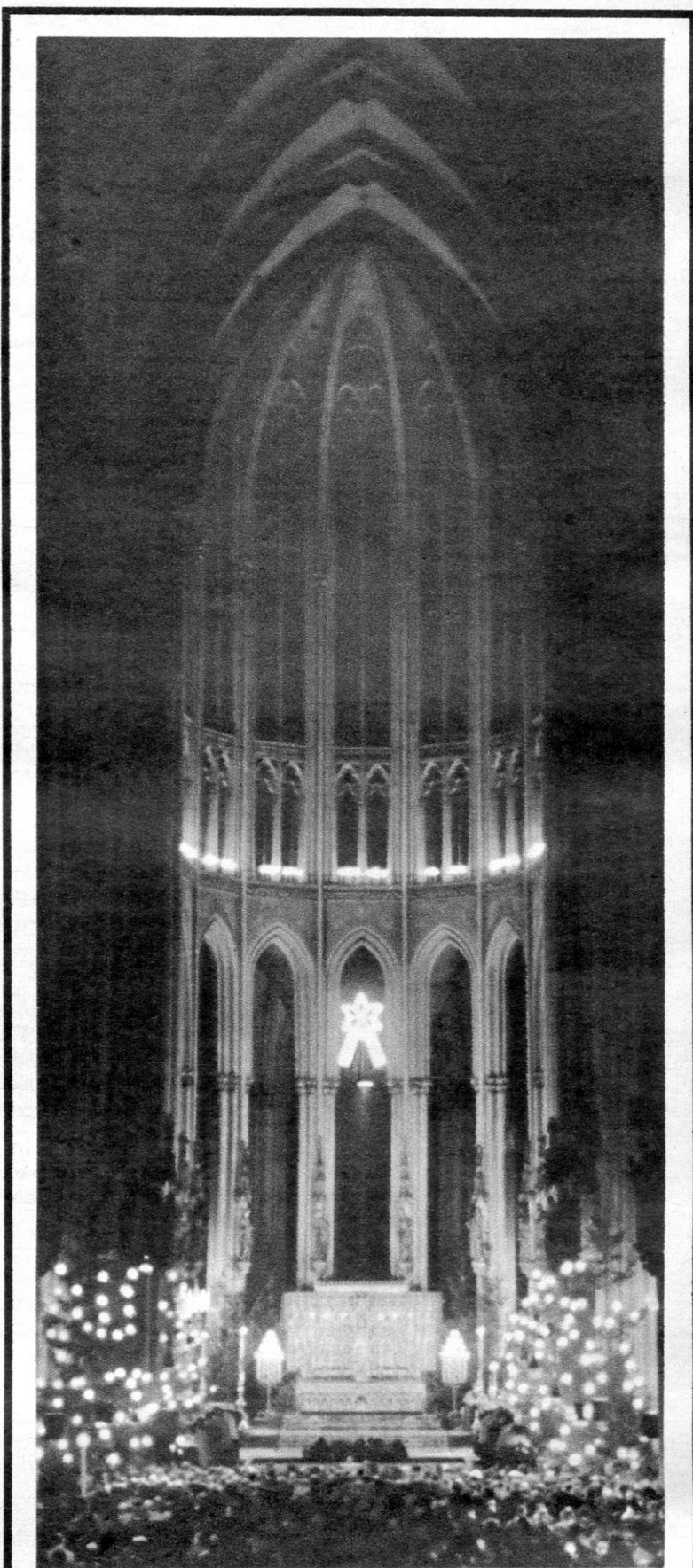
IN EINER GROSSEN STADT

Tannenzweige duften. Die Adventskerzen werden angezündet. Eine nach der anderen. Und dann ist Weihnachten da mit dem Christbaum, Äpfeln, Nüssen, Honigkuchen und den Geschenken. Für dich, für mich. Und auch für deinen Nachbar? —

In einer einzigen westdeutschen Großstadt mit rund 500 000 Einwohnern leben heute:

- 6 500 Kinder, die keine Eltern mehr haben;
- 2 500 heimatlose Jugendliche, die in städtischen Heimen aufgenommen wurden;
- 33 000 Flüchtlingsfamilien;
- 11 500 Arbeitslose;
- 14 000 Mütter, Frauen und Kinder gefallener Soldaten;
- 10 000 Mütter, Frauen und Kinder vermißter Soldaten;
- 600 Mütter, Frauen und Kinder von Soldaten, die heute noch in russischer Gefangenschaft sind . . .

Das ist die traurige Bilanz einer einzigen Stadt. Hinter jeder dieser tausend Zahlen stehen Schicksale, Menschen wie du und ich, die vielleicht irgendwo unter einer schon lange verschütteten Stelle ihres Herzens noch auf das Wunder der Weihnacht, auf das Wunder der Liebe, warten. Auf einen Menschen wie du und ich, der sich in dieser Nacht ihrer erbarmt.



Einen Augenblick die Augen zumachen . . . Überlegen. Warum feiern wir Weihnachten? Damit man einmal im Jahr Grund hat, Gänsebraten zu essen, Kerzen anzustecken? Oder weil Christus vor 2000 Jahren geboren wurde? Es lohnt sich, darüber nachzudenken und Konsequenzen daraus zu ziehen.

Foto: Theo Felten

KURZ BERICHTET

Betriebs-Kerngruppen. Alle Glieder der Evangelischen Jugend Deutschlands wurden vom Sozialausschuß der EJD aufgerufen, sofort mit der Bildung christlicher Kerngruppen in den Betrieben der Großindustrie, des Handels und des Handwerks zu beginnen. Der Sozialausschuß hat damit einen Beschluß des Bundeswarttages des Reichsverbandes der Evangelischen Jungmännerbünde aufgeföhren.

Bundes-Jugendring gegen Soldatenbünde. Der Deutsche Bundesjugendring hat auf seiner letzten Vollversammlung in Hannover beschlossen, daß Mitglieder eines Soldatenbundes den im Bundesjugendring zusammengeschlossenen Jugendorganisationen nicht angehören können. Die Aufnahme rechts- und linksradikaler Jugendbünde in den Bundesjugendring wurde abgelehnt. Ferner wies die Vollversammlung die Bundesregierung und die Öffentlichkeit darauf hin, in welchen Gewissenskonflikt die deutsche Jugend durch die Verhandlungen der Bundesregierung über die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik geraten sei.

Unseren Lesern, Freunden und
Mitarbeitern eine

FROHE WEIHNACHT
und ein
GUTES NEUES JAHR.

Verlag und Redaktion.

„Junge Stimme“. Eine erste Werbenummer der „Jungen Stimme“, der neuen Zeitung der gesamten evangelischen Jugend in Deutschland, ist am 17. November erschienen. Vom 12. Januar 1952 wird sie regelmäßig alle 14 Tage zum Einzelpreis von DM —.25 erscheinen.

„Woche der Jugend“. Vom 21. bis 28. September 1952 soll, vom Bundesjugendring getragen, die „Woche der Jugend“ stattfinden. In Veranstaltungen örtlichen Charakters werden sich Jugendorganisationen und Stadt- und Kreisjugendringe eine Woche in den gemeinsamen Dienst an der Jugend stellen und in Veranstaltungen und Kundgebungen in Filmtheatern und im Rundfunk ein Spiegelbild ihrer Arbeit geben.

Falken sind gegen Kriegsspielzeug. Bei einem Treffen der Ortsverbandsleiter des Bezirks Mittelrhein der Sozialistischen Jugend Deutschlands wurde folgende Entschließung gefaßt: „Mit wachsender Besorgnis müssen wir feststellen, daß in immer größerem Maß Kriegsspielzeug auf den Markt kommt. Schon oft wurde die Begeisterung der Jugend für die Zwecke politischer Geschäftemacher mißbraucht. In den Händen der Eltern und Erzieher liegt es, die Kinder vor einem erneuten Mißbrauch zu bewahren. Auch Spielzeug beeinflußt die Erziehung des jungen Menschen. Kriegsspielzeug erzieht zur Kriegsbegeisterung. Darum kauft kein Kriegsspielzeug.“

Der Geduldsfaden riß

Es war endlich Zeit, daß die Gewerkschaften einen Trennungsstrich zogen und ihre Mitarbeit in den wirtschaftspolitischen Ausschüssen der Bundesregierung einstellten. Denn das Maß dessen, was vor den arbeitenden Menschen zu verantworten ist, war längst überschritten.

Denn was tut sich in diesem Lande? Die soziale Kluft wird immer breiter. Die Verarmung breiter Volksschichten nimmt zu. Millionen Menschen werden eine Weihnacht begehen in armseligen, dazu noch kalten Behausungen, ohne Weihnachtsbäume, ohne Festtagsgeschenke, kaum, daß sie satt zu essen haben, mit Gedanken und Meinungen, die weder friedlich noch festtäglich sind. Auf der anderen Seite dagegen eine Menschengruppe, die im Luxus lebt, die nicht weiß, wohin mit dem Geld, die ausländische Luxusautomobile fahren, die sich Einfamilienhäuser zwischen 150 000 DM und 250 000 DM bauen, die die Spielsäle und exklusiven Kurorte füllen. Die Menschen, deren Zahl größer ist, als man annimmt, die schamlos die Konjunktur ausnutzen und gegen die der Gesetzgeber nichts unternimmt. Im Gegenteil, der heutige wirtschaftspolitische Kurs fördert diese Aasgeier der Arbeit und Arbeiter, Angestellten und Beamten, des mehr als armseligen Lebens von Millionen Flüchtlingen, Rentnern und Invaliden.

Dieses Land, das aus einem zweiten Chaos wiedererstand, dessen Geschichte so blutig

und bitter ist, müßte aus allen diesen Erfahrungen heraus sozial das ausgeglichene sein. Müßte in der Verteilung der Lasten und Opfer, die uns die Geschichte aufgezogen, Beispiel sein.

Aber was ist es? Ein soziales Pulverfaß, das eines Tages explodieren muß. Der Prozeß steigender Verarmung immer größerer Schichten und im Gegensatz dazu die steigende Konzentration des Geldes in Händen einer Schicht.

Die Gewerkschaften machen schon seit Jahr und Tag auf diese Entwicklung aufmerksam und fordern wirksame Maßnahmen für einen sozialen Ausgleich.

Es wurde viel verhandelt und gesprochen und auch zum Teil die Richtigkeit der gewerkschaftlichen Forderungen anerkannt. Vor allem vom Bundeskanzler, der unsere menschliche Achtung genießt und dem wir den guten Willen nicht absprechen.

Trotzdem führten die Gespräche und Verhandlungen, die ewig lange hinausgezogen wurden, zu keinem Ergebnis. Die Geduld der Gewerkschaften wurde auf eine lange und harte Probe gestellt.

Diese Geduld mußte zwangsläufig ein Ende haben, und der Bundesausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes beschloß am 3. Dezember, die Mitarbeit in den wirtschaftspolitischen Ausschüssen der Bundesregierung einzustellen mit folgender Begründung:

*

1. Die Gewerkschaften sehen in der gesetzlichen Regelung des Mitbestimmungsrechts in der Eisen- und Stahlindustrie und im Kohlenbergbau einen Fortschritt auf dem Wege zur Neugestaltung der deutschen Wirtschaft. Sie sprechen die Erwartung aus, daß die Verhandlungen über die Gestaltung der Mitbestimmung in den übrigen Zweigen der Wirtschaft und des öffentlichen Dienstes auf betrieblicher und überbetrieblicher Ebene nach gleichem Grundsatz zu Ende geführt werden.

2. Die Gewerkschaften haben ihrer Verantwortung entsprechend im März dieses Jahres ihre Forderungen zur Wirtschaftspolitik der Öffentlichkeit bekanntgegeben und damit gleichzeitig einen verantwortlichen Beitrag zur Lösung der schwebenden Wirtschaftskrise geliefert. Sie haben in den daraufhin vom Bundeskanzler gebildeten paritätisch besetzten Ausschüssen ihre Mitarbeit zur Verfügung gestellt.

3. Die in den letzten Monaten auf wirtschafts- und sozialpolitischem Gebiet mit der Bundesregierung stattgefundenen Verhandlungen haben nicht zu dem erstrebten Ziel geführt. Es ist vielmehr zu erkennen, daß wenig Bereitschaft gezeigt wird, den berechtigten Forderungen der Gewerkschaften Rechnung zu tragen.

Diese Haltung wird besonders ersichtlich durch das Fehlen jeder fortschrittlichen wirtschaftspolitischen Konzeption, wie es vor allem bei der Behandlung der Investitionshilfe für die Grundstoffindustrien zum Ausdruck gekommen ist. Auf preispolitischem Gebiet hat das Fehlen erforderlicher Maßnahmen zu wesentlichen und vermeidbaren Preiserhöhungen und damit zu einer steigenden Belastung der Arbeitnehmer und minderbemittelten Schichten geführt.

4. Auf sozialpolitischem Gebiet hat sich eine den Interessen der Arbeitnehmerschaft nachteilige Entwicklung ergeben. Dies kam insbesondere zum Ausdruck bei der gesetzlichen Regelung der Wiederherstellung der Selbstverwaltung in der Sozialversicherung und den jetzt von den Koalitionsparteien hierzu vorgeschlagenen Änderungen, ferner bei dem Gesetz über die Errichtung einer Bundesanstalt für Arbeitslosenversicherung und -vermittlung sowie hinsichtlich der Rentenversicherung und der Regelung von Kinderbeihilfen.

5. Die unzureichende Regelung der Bezüge der Beamten und der im öffentlichen Dienst tätigen Angestellten und Arbeiter, wie vor allen Dingen aber auch die ungenügende Regelung der Rentenbezüge und Unterstützungen ist ein weiterer Beweis für die unzulängliche Wirtschafts- und Sozialpolitik der Bundesregierung.

6. Alle diese Tatsachen beweisen, daß die Bundesregierung und einflußreiche Gruppen der Koalitionsparteien nicht die Absicht haben, die gewerkschaftlichen Forderungen zu beachten und für die Arbeitnehmerschaft tragbare Regelungen herbeizuföhren. Unter diesen Umständen wird der Bundesvorstand beauftragt, die Mitarbeit in den wirtschaftspolitischen Ausschüssen der Bundesregierung einzustellen.



DIE TOCHTER PAKISTANS EINSATZBEREIT

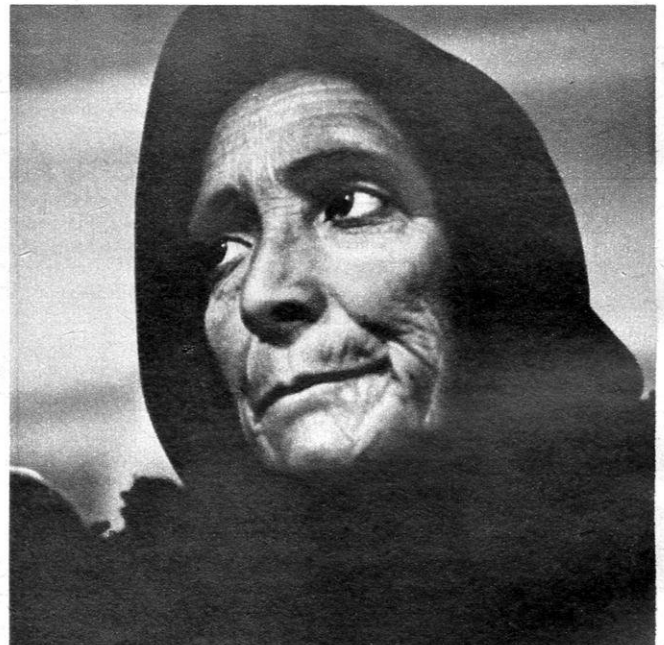
Der Krieg war das schmutzige Geschäft der Männer.

Bereits vor dem ersten Weltkrieg hat aber schon ein Hauptvertreter des preußischen Generalstabs in einem berühmten Buch, dessen Titel „Der totale Krieg“ Karriere gemacht hat, die Theorie des neuen Krieges entworfen. Schon der bebilderte Umschlag gibt eine Vorstellung vom Inhalt. Man sieht einen schweren Panzer in Aktion und eine Mutter, die ihren Kindern Kriegsgeschichten erzählt. Heute sollen die Mütter nicht nur Kriegsgeschichten erzählen, sie machen selber Krieg. Bisher war es ihnen vorbehalten, Kinder zu gebären, die in Massenschlachten verheizt wurden, heute... Was nutzt der Zynismus? Wenn Frauen wie Männer kämpfen, wird es keinen Frieden mehr geben. Wir werden im Strudel des Hasses, der Barbarei untergehen.

TOCHTER DES NILS IM ANGRIFF



Fotos: Agis-Pizath, Senn, dpa **DIE EWIGE MUTTER TRAUERT**



DAS WEIHNACHTSLIED VON

NOWY DWOR

Nowy Dwor hieß das Dorf in Mittelrußland. Ich habe den Namen nicht vergessen. Wir lagen frierend und lichtlos in einem Schneeloch. Die Heimat war weit. Der Heilige Abend hatte als Festgeschenk eine Tafel Schokolade gebracht, das war alles. Drüben, wo die kleinen Holzfeuer brannten, lag der Russe. Wir hockten da und froren und lauschten in die feindliche Nacht hinein.

Es muß so gegen zwei oder drei Uhr nachts gewesen sein, als wir beide auf dem Vorposten ein Geräusch hörten. Mein Kamerad stieß mich an. Ich griff zu der Handgranate vor mir. Sie fühlte sich eiskalt an. Man hörte ein deutliches Schürfen.

Eigentlich soll man nichts aus dem Krieg erzählen. Ich habe mir eigentlich fest vorgenommen, niemals etwas aus dem Krieg zu erzählen. Man muß ja einmal Schluß machen mit den Kriegen überhaupt und auch mit dem Krieg, den man selber mitgemacht hat. Aber dieses Geräusch, dieses unheimliche Herantasten höre ich manchmal noch heute, ob ich will oder nicht.

Ja, da kam jemand näher, langsam über den Schnee schleifend, der frostig klirrte. Wir horchten atemlos. Es setzte eine Weile aus, dann war es wieder da.

Dann sahen wir einige Gestalten, schwarze Punkte im mondbeglänzten Weiß, Punkte, die sich heranschoben, knirschend, Zug um Zug. Als sie nahe waren, rief ich: „Halt! Wer da?“

Wie meine Stimme verhallt war, kam eine leise Antwort: „Nicht schießen!“, hörten wir, „bitte nicht schießen. Wir sind von euch. Versprengt. Bitte nicht schießen!“

Mein Kamerad, er stammte aus dem Kohlenpott, und ich haben seinen Namen längst vergessen, sah mich an. Wir zögerten. Ich fragte nach dem Kennwort. Sie wußten es nicht. Was sollten wir tun? Konnte man sicher sein? Es waren grausam ungewisse Minuten. Man war so viel gewohnt geworden an List und Tücke. Es war Weihnachten, und vor uns lag die unheimliche Weite, vor der wir Angst hatten, und jene dunklen Punkte darauf — Freund oder Feind?

Plötzlich hörte ich meinen Kameraden rufen: „Dann kennt ihr doch »O du Fröhliche?«“ Eine Weile herrschte Schweigen, ein verdutztes Schweigen. Dann war plötzlich eine

Stimme da, und dann eine zweite, und es setzten weitere ein, und wir hörten das Lied von der gnadenreichen Zeit und dem Christ, der erschienen ist, die Welt zu versöhnen. Es schien mir, als sei einer unter ihnen, ein Tenor, der sogar mit Inbrunst sang.

Ein wunderlicher Dom, in dem dieser alte Choral aufklang. Kaum, daß ich den aus dem Kohlenpott sagen hörte: „Es ist gut, ihr

könnt kommen“, als der Vers zu Ende gesungen war. Kaum, daß ich die Gestalten näherkommen und sich neben mich in den Schnee werfen spürte.

Ich werde den Choral nie vergessen können. Das Lied der armen Hirten, die sich fürchteten. Es gehört zu meinen Weihnachten dazu wie die braunen Kuchen und Pfeffernüsse einer besseren Zeit.

Heinz Ohff

FESTTAGE BEI 40 GRAD IM SCHATTEN

Die Entdecker und Eroberer Südamerikas haben ihren Gregorianischen Kalender zugleich mit allen ihren Sitten und Gebräuchen im neuen Erdteil eingeführt; so werden auf der südlichen Halbkugel die europäischen Bezeichnungen verwandt, während die Jahreszeiten um sechs Monate verschoben erscheinen. Dem Kalender nach beginnt hier der Sommer am 21. Dezember, Weihnachten fällt also in ganz Lateinamerika in die stärkste Hochsommerhitze.

Für die Lateiner und die farbigen Einwohner (Indianer und Neger) ist Weihnachten ein rein kirchliches Fest, das im Gegensatz zu Europa auch nur einen einzigen Feiertag hat. Santa Claus bringt keine Gaben, das besorgen nur die Heiligen Drei Könige, denen die Kinder am Abend des 5. Januar möglichst große Schuhe mit Wunschzetteln vor die Schlafzimmertüren stellen. Das ganze öffentliche Leben ist auf den 6. Januar abgestellt. Die einheimischen Familien fahren vorher nicht in die Ferien, weshalb alle Seebäder und Gebirgskurorte ihre Saison (spanisch: „temporada“) auch erst mit dem 7. Januar beginnen. Die Kirche kennt die südliche Lauheit ihrer Mitglieder und fordert sie daher in allen Städten mit Hilfe gewaltiger Plakate auf, die Weihnacht „in christlicher Weise“ zu feiern, d. h. die Festgottesdienste zu besuchen.

Während also die Weihnacht für die Weißen in Südamerika einfach nur ein Fest mehr ist, das kaum aus dem Rahmen der üblichen „week-ends“ mit Ausflügen aufs Land und in die Strandbäder herausfällt, hat sie für die Farbigen einen besonderen Charakter. So sind in den Staaten mit starker Indianerbevolkerung in allen Kirchen besonders große Krippen aufgestellt mit den traditionellen Figuren der Heiligen Familie und der Tiere des Stalles von Bethlehem, wobei genau darauf geachtet wird, daß vor der biblischen Szenerie sehr viel freier Raum vorhanden ist. Dorthin legen nämlich die

Indianer in frommem Glauben ihre Geschenke an das Jesuskind, wie die Bibel es von den Heiligen Drei Königen berichtet. Jede Familie gibt nach ihren Kräften, ja meist über ihre Kräfte. Die Kirche hütet sich, selbst nicht passende Geschenke zurückzuweisen. Da sieht man schwere goldene Ringe von kunstvoller Arbeit, Gold und Edelsteine jeder Verarbeitung von oft monatelanger Mühe. Aber auch völlig wert- und geschmacklose Geschenke werden niedergelegt, die der fromme Sinn blutarmen Indios als höchsten Wert ihres Lebens betrachtet: Gipsfiguren, Ketten aus Glasperlen oder selbstgeschnittene Holzwaren. Am 25. Dezember gibt es feierliche Prozessionen, wobei die Teilnehmer und die heiligen Embleme unter einem Regen von Konfetti verschwinden, geworfen von frommen Indianermassen, die in Übertragung altheidnischer Riten so ihrer Freude über die Geburt des Erlösers Ausdruck geben.

Bunt ist auch das Bild in Gegenden mit Negerbevölkerung, doch ist der Putz grotesk und arm im Vergleich zu den herrlich schönen, selbstgearbeiteten Indianertrachten. Die Neger sind zu bequem, um sich selbst etwas zu machen. Auch verträgt ihr fanatischer Glaube an die christlichen Lehren bequem die Mischung mit afrikanischen Göttern und abergläubischen Macumba-Riten. Die gleichen Tanzorgien mit Tong-Tong-Trommelbegleitung feiern stürmisch das Jesuskind und den unausrottbaren Urwaldzauber mit der einzigen Ausnahme, daß die in rhythmischer Trance geworfenen Geld- und Warengeschenke zur Weihnacht vorwiegend den christlichen Verwaltern ihrer seelischen Bedürfnisse abgeliefert werden. Auch hier ist die Kirche tolerant und läßt den Negern ihr bedenkliches Nebeneinander von Christentum und Wildheit, weil gerade diese Gläubigen in fanatischer Treue am katholischen Teil ihres für die konsequente Denkungsart eines Weißen unfaßbaren Glaubensgemisches hängen.

M. G.

7 200 000 Dollar für Alaska

An einem kalten, regnerischen Tag im Oktober 1867 war es soweit. Eine kleine Einheit amerikanischer Truppen war vor dem Flaggenmast der Stadt Sitka an der südöstlichen Küste Alaskas angetreten und salutierte, als die Flagge des russischen Imperiums eingeholt wurde. Wenige Minuten später ging die amerikanische Flagge an dem Mast hoch, und mit dieser symbolischen Handlung wurde Alaska US-Territorium. Für 7 200 000 Dollar hatten die Vereinigten Staaten dieses unerforschte Land gekauft. In Amerika wußte man wenig mehr, als daß Alaska ein Gebiet riesiger schneebedeckter Berge, tiefer Täler und zerrissener Küsten war, und nicht einmal die Eskimos, die Eingeborenen dieses Landes, kannten seine wirkliche Größe und Beschaffenheit. Tatsächlich ist Alaska mit über 1,5 Million Quadratkilometer so groß wie ein Fünftel der USA. Niemand wußte damals von den großen natürlichen Reichtümern dieses Landes, das sich von der kanadischen Grenze bis an den arktischen Ozean und die Beringstraße erstreckt.

Welchen schwerwiegenden Vorteil man sich für den lächerlichen Preis von 7 Millionen Dollar — das neuerrichtete UN-Gebäude in Neuyork kostet 22 Millionen Dollar — erkaufte hatte, konnte die amerikanische Öffentlichkeit damals noch nicht im entferntesten absehen. In vielen Zeitungen wurde Alaska spöttisch „Sewards Torheit“ oder „Sewards Eisschrank“ genannt, denn der damalige amerikanische Außenminister William H. Seward hatte die Kaufverhandlungen mit Rußland geführt.

„Alaska ist ein Land, über das man fliegen soll, es ist nicht dazu geschaffen, dort zu fahren oder zu marschieren“, schrieb vor einiger Zeit ein Alaskafachmann in einer Broschüre.

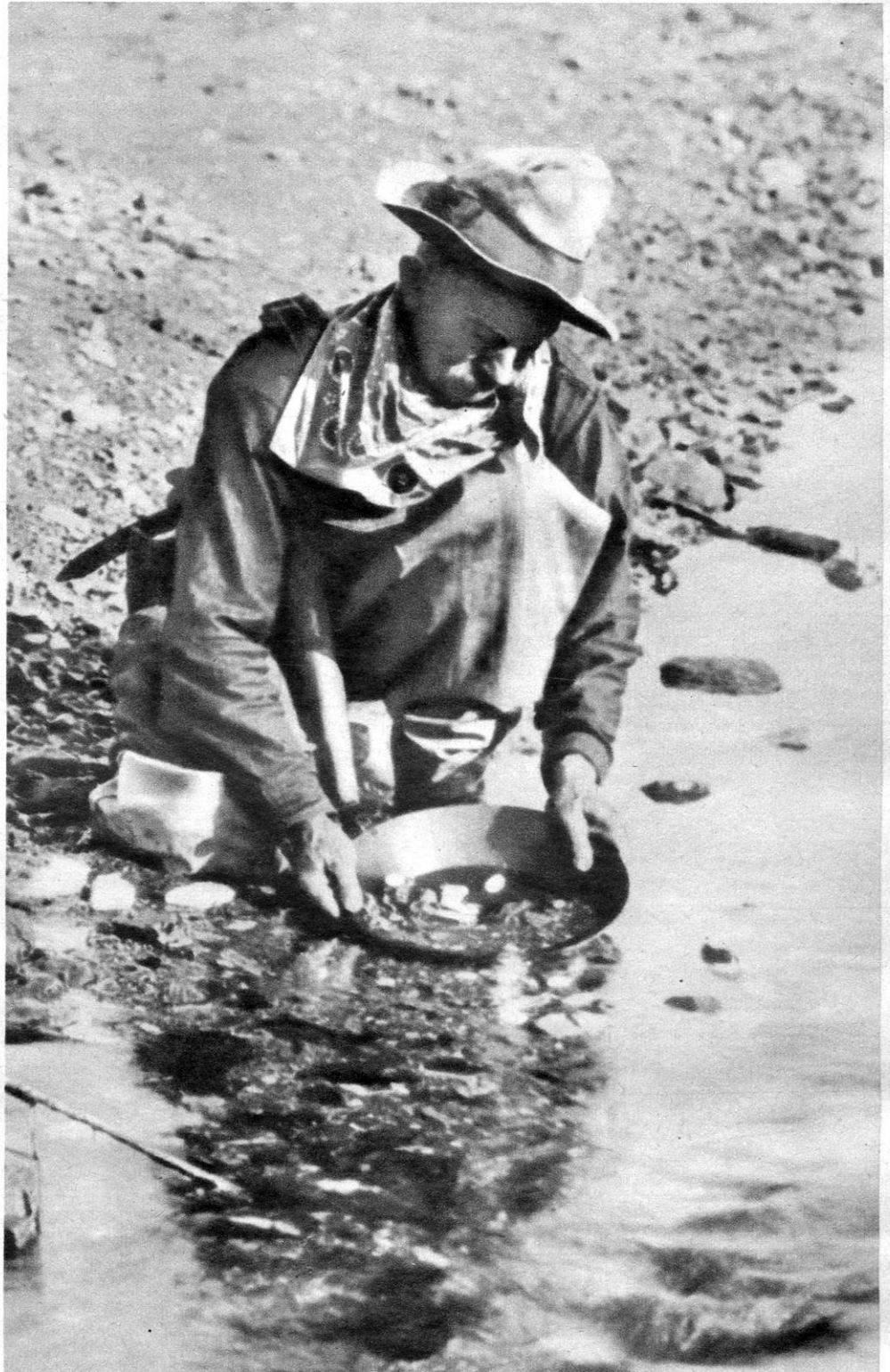
„Alakh-Skhas“ (Großes Land), so heißt dieses amerikanische Territorium in der Sprache der Eskimos. Es ist das Land riesiger Entfernungen, unbarmherziger Winter, hoher Berge, kahler Steppen und unbekanntes Wildnis. In eiskalten Winternächten fällt die Temperatur oft bis -60 Grad, und im Sommer führen die Alaska-Leute bei 35 bis 40 Grad Hitze ein geplagtes Leben, dessen besondere Kennzeichen riesige Staubwolken und Millionen von Moskitos und Stechmücken sind.

Wer erinnert sich nicht an Charlie Chaplins „Goldrausch“, den Stummfilm, der schon Ende der zwanziger Jahre gedreht wurde und der heute noch in den Großstädten der Welt ein unwahrscheinlicher Kassenschlager ist? Die Menschen zivilisierter Länder biegen sich vor Lachen in bequemen Polster-

stühlen, wenn Charlie, der größte und ernsteste Clown unseres Jahrhunderts, zusammen mit dem wenig freundlichen Goldgräber vom Schneesturm überrascht wird. Ob einer von den Lachern daran denkt, daß hinter der unwahrscheinlich komischen Szene, wie Charlie seine Schuhe kocht und mit dem Goldgräber über die besten Stücke in die Haare gerät, ein gutes Stück Wahrheit liegt?

Gold — das war das große Wort, das 1896 über 100 000 Goldsucher nach Alaska lockte.

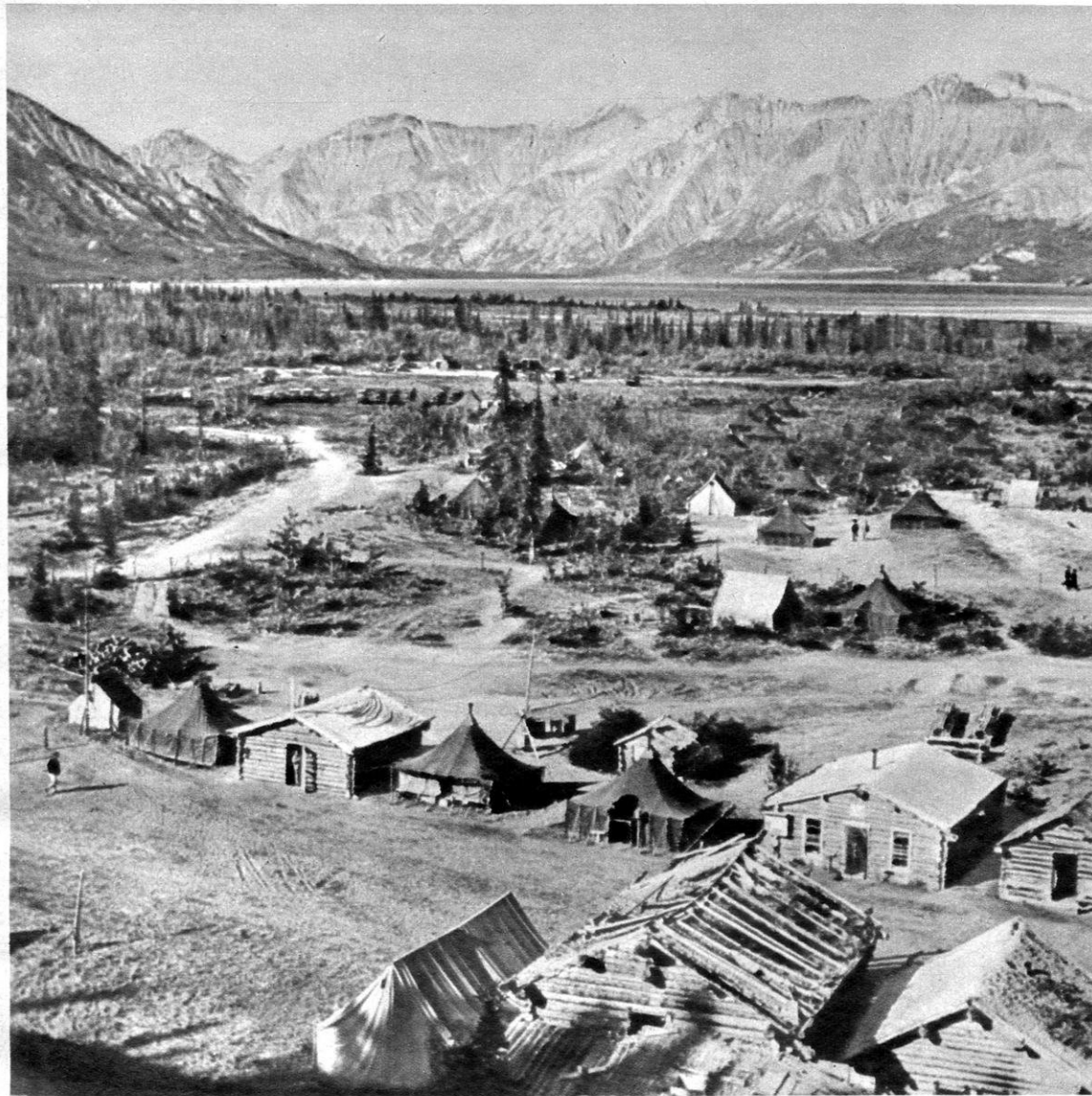
Robert Henderson, einer der vergessenen Männer der Geschichte, hatte im Klondike-Fluß das erste Gold gefunden. Aus allen Teilen der Welt strömten sie herbei, um über Nacht ihr Glück zu machen. Am Klondike stürzten diese Hoffnungen meistens zusammen. Die Männer mußten froh sein, wenigstens fünf Dollar am Tage zu verdienen. Über Nacht, wie das Goldfieber gekommen war, starb es. Aber immerhin wurde in diesen Jahren Gold im Werte von vier Millionen Dollar von Alaska nach Amerika verschifft. (Fortsetzung Seite 16)



Auch heute noch zieht der Yukon die Goldgräber in seinen Bann, obwohl ihre großen Zeiten vorbei sind und der Fischfang oder die Arbeit im Kupferbergwerk meistens ertragreich ist. Immerhin werden noch für einige Mill. Dollar Gold jährlich gefördert.



Das Alaska-Gebirge im Süden des Landes stellt mit dem Mac-Kinley-Gipfel (6240 m) den höchsten Berg Nordamerikas. Die Gletscher seiner schneebedeckten Bergketten reichen bis in die Ebene des Landes.



In acht Monatsabschnitten wurde von Dawson-Creek in British-Kolumbia (Kanada) bis Fairbanks, der nördlichsten modernen Stadt Alaskas, die Alcan-Autostraße gebaut. Sie ist etwa 2500 km lang und führt durch endlose Steppen, über eisige Höhen und berührt die Gletscher des Alaska-Gebirges, an dessen Fuß sich die Autobahnarbeiter in den verlassen Siedlungen eingeborener Indianerstämme einquartiert haben.

Aber wer sich in Alaska eine neue Existenz schaffen wollte, war schon damals nicht auf Gold angewiesen. Die Flüsse sind ein reiches Gebiet für Lachsfänger, unberührte Wälder bieten beinahe unerschöpfliche Holzreserven, Pelzjäger können auch heute noch ein Vermögen verdienen, wenn sie die Mühen und Beschwerlichkeiten eines Lebens im arktischen Winter auf sich nehmen. Platin, Kohle, Kupfer und viele andere Mineralien warten auf Bergbau- und Verarbeitungs-Industrien.

Die alten Siedler und rauhbeinigen Goldsucher, die seit Jahrzehnten in Alaska leben, lächeln über die Ängste und Sorgen der „Greenhorns“. „Als wir nach Alaska kamen“, so beginnen alle ihre Erzählungen, „hat uns kein Begrüßungskomitee rote Teppiche im Hafen ausgelegt, um uns zu empfangen. Die Preise waren höher als heute. Man kann nicht sagen, daß Mangel an Häusern herrschte, denn es waren überhaupt keine da. Wir kauften unsere Vorräte auf irgendeinem Handelsplatz und verladen sie auf Packpferde, in Boote oder Hundeschlitten und zogen mit Axt und Säge hinaus, um uns Notunterkünfte zu bauen. Dann haben wir ein Stück Land gerodet und mit Getreide bepflanzt. Wenn der Winter mit den Schneestürmen kam, waren wir so isoliert, als lebten wir am Nordpol. Wer sich verletzte oder krank wurde, pflegte sich selbst, so gut er konnte, und wurde entweder gesund oder starb. Es gab keine freundliche Handelskammer, die uns unterstützte, und wir hätten wahrscheinlich sogar ihre Hilfe abgelehnt.“

Die Pioniere unserer Tage haben diesen „Old-Timers“ gegenüber große Vorteile. Es gibt Eisenbahnen, Flugverbindungen und Dampferlinien. Die Farmer haben feste Märkte für ihre Produkte, und in den größeren Gemeinden stehen Schulen, Kirchen, Warenhäuser und Theater zur Verfügung. Rundfunksender bringen Neuigkeiten und Unterhaltungsprogramme selbst in die entlegensten Farmen. Nahezu alle Niederlassungen sind an den Postdienst angeschlossen, und überall kann man Ärzte erreichen. Von den rund 169 000 Quadratkilometern, die sich für landwirtschaftliche Nutzung eignen, sind noch nicht einmal 8000 Quadratkilometer bebaut. Nach den letzten Plänen sollen die ungeheuern Waldbestände nutzbar gemacht und einige große Industrieanlagen errichtet werden. Allein 36 000 Menschen könnten in dem Forstprojekt Arbeit finden, erklärte ein Sprecher der US-Regierung. Und dabei hat Alaska nicht viel mehr als 100 000 Einwohner.

In Alaska hat man ein Sprichwort: „Das meiste, was die Fremden von Alaska wissen, ist eigentlich ganz anders.“ Das mag vielleicht übertrieben sein, aber im wesentlichen ist es richtig. Dieses Land ist so mannigfaltig, daß man jahrelang dort gelebt haben muß, um es wirklich zu kennen. Während in Fairbanks schon Neonreklamen in allen Straßen leuchten, leben auf der King-Insel Eskimos noch in Eishöhlen — sie haben alle Angebote, auf das Festland überzusiedeln, abgelehnt — und leben von Fischen und Walroß-Fleisch. Weit nördlich des Polarkreises kann man aber einem Eskimomädchen begegnen, das einen Lippenstift benützt hat, denn Verkaufsniederlassungen amerikanischer Firmen gibt es auch dort.

Heute ist Alaska für junge Siedler das, was für ihre Großväter der „Goldene Westen“ war, ein fremdartiges Land voller Möglichkeiten. Aber wie jede Besiedlung eines Neulandes fordert es Mut und Zähigkeit. Jahr für Jahr strömen junge, unternehmungslustige Menschen aus den Vereinigten Staaten in das Land — 1947 waren es über 25 000 — und versuchen Fuß zu fassen.



Die Eskimos sind Neuerungen schwer zugänglich. Ihr Transportmittel zwischen den der Küste vorgelagerten Inseln ist noch das mit Häuten bespannte Boot.

Die Hauptgeschäftsstraße des Alaska-Hafens Anchorage hat ihre Neonbeleuchtung und modernen Automodelle wie die „Main Streets“ vieler amerikanischer Städte des Westens. Nur die Preise in den Läden sind durch die Transportkosten bedeutend höher.



Die Alcan-Autostraße führt über weite Strecken durch reiche Nadelbaumbestände. Im Süden des Landes sind zahlreiche Sägewerke entstanden. Die Holzstoff- und Papierindustrien Alaskas haben eine große Zukunft.

Neunzig Kilometer von Sibirien entfernt tummeln sich die Eskimokinder der Siedlung Nome. Sie sind an eisigen Wind gewöhnt. Bis in den Frühling hinein liegen die Häuser ihres Dorfes unter Schnee.



Im Land der langen und harten Winter gibt es auch Gemüsezüchter. Mary aus Matanuska Valley zeigt stolz zwei Rüben zu je 15 Pfund neben einem beachtlichen Weißkraut-Riesen aus den Gärten ihres Vaters.





FRÜHSTÜCKSPAUSE Karl-Heinz Grell aus Ahrensburg schreibt uns zu seinem Bild: Die Aufnahme entstand während der Frühstückspause im Speisesaal meiner Arbeitsstätte. Ihr seid sicher erstaunt, daß es wie beim Tabakskollegium zugeht, aber das ist ganz natürlich; denn ich bin bei einer Tabak-Gesellschaft beschäftigt. Als „Gegen-

gift“ trinken wir auch brav unsere Milch, wie ihr seht. Das Motiv ist mir lange im Kopf herumgegangen. An zwei Tagen habe ich verschiedene Aufnahmen gemacht, bis das Seitenlicht die rechte Stimmung schuf und meine Kollegen sich trotz des lästigen Fotografen ungedrungen unterhielten. Die Aufnahme entstand an einem Novembermorgen, 9 Uhr, mit Agfa Karat 12 2,8, Bl. 4, $\frac{1}{25}$ Sek., Gegenlichtblende.

Etwas zum Nachdenken

„Grau ist alle Theorie“

meinte Schneidermeister Ruppert und schrieb Willi eine Entschuldigung, weil er ihn am 15. Oktober vom Besuch der Berufsschule abgehalten hatte. Erbonkel Paul von Bäckermeister Lehmann gegenüber war gestorben, und er brauchte eiligst Trauerkleidung. Willi mußte also dringend pinnen helfen und die sowieso „überflüssige“ Berufsschule schwänzen. Aber es sterben leider öfter Onkel und Tanten, für deren trauernde Hinterbliebene Meister Ruppert Anzüge und Kostüme bauen muß, und durch diese dringenden Fälle würde Willi nur noch gelegentliche Stippvisiten bei der Berufsschule geben. Mag sein, daß die Theorie manchmal grau ist, doch wenn Willi selbst einmal Geselle und Meister werden will, muß er auch rechnen und seine Bücher führen können. Schon mancher Kunde ging zur Konkurrenz, weil sein Schneider schlecht rechnen konnte oder sein Blick nicht geschult war und er nicht erkannte, welcher Schnitt für Herrn Müller unvorteilhaft war.

Meister Ruppert steht mit seiner Ansicht, daß dringende Arbeiten dem Unterricht von Lehrer Klein vorgehen, nicht allein. Aber siehe da, es gibt einen Paragraphen im Gesetzbuch, der Herrn Klein und den angehenden Meistern zu Hilfe kommt, und darin heißt es, daß es zur Aufsichtspflicht des Lehrherrn gehört, seine Lehrlinge zum regelmäßigen Besuch der Berufsschule anzuhalten und sie zur Schule zu schicken. Willi geht jetzt wieder regelmäßig zur Berufsschule; denn Meister Ruppert wurden vom Gericht DM 15,— Geldstrafe auferlegt, weil er Willi vom Schulunterricht ferngehalten hatte, und er wurde belehrt, daß nur in ganz besonderen Fällen, bei Brand oder anderen Katastrophen, wenn sofortige menschliche Hilfe nötig ist, ein Fernbleiben von der Berufsschule gerechtfertigt ist. Km

Geheimnisvolle Einbrüche

beunruhigten vor kurzem den Besitzer eines Zeitungskiosks in Darmstadt. Regelmäßig bemächtigten sich offensichtlich jugendliche Einbrecher der Neuerscheinungen von Wildwestheften wie Billy Jenkins, Tom Prox und Bill Rocky.

Bei jedem neuen „Besuch“ wurden die beim vorherigen Einbruch entwendeten Hefte wieder an Ort und Stelle gelegt. Die Einbrecher schienen sich aus dem billigen „Entleihen“ einen Sport zu machen. Rätselhaft blieb nur, wie und zu welcher Zeit sie ihre Einbrüche ausführten.

Der Kioskbesitzer benachrichtigte die Polizei, die ab Einbruch der Dunkelheit Wachen aufstellte. Vergebens! Die Sache erhielt bereits einen Anflug von Lächerlichkeit. Da überführte ein Zufall die Übeltäter, junge Burschen im Alter von 16 Jahren, die sich auf diese Art die „geliebten Texashefte“ besorgten, weil es ihnen an den nötigen Mitteln fehlte. Um der Polizei ein Schnippchen zu schlagen, verübten sie ihre Einbrüche am hellen Tage, kurz nachdem der Besitzer heimgegangen war.

Mancher Leser wird vielleicht bei diesen Zeilen ein Schmunzeln nicht verbeißen können. Mancher Vater wird an seine eigene Jugend und seine Wildwestschmöker erinnert. Aber die Ereignisse der letzten Jahrzehnte waren für die jugendliche Phantasie sehr nachteilig und haben vielfach die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit verwischt.

Die „Entleiber“ kamen vor den Jugendrichter. Er sollte sich nicht allein für diesen Fall interessieren, der nur eines der vielen Wildwest-Symptome ist. Auch die Verleger sollten sich einmal ernstlich den Kopf zerbrechen, wie sie zum gleichen Preise gute Jugendliteratur an die jungen Menschen heranbringen können. K

AMBROS WURDE UNTERNEHMER

Es stimmt was nicht mit dem Kollegen Ambros Oppl aus Helmstedt. Bisher war er ein kleiner kaufmännischer Angestellter. Bisher überlegte er samstags, ob er sich fünf oder zehn Overstolz kaufen sollte. Bisher sah man ihn jeden Morgen um 8 Uhr ins Büro wetzen.

Und jetzt legt Ambros Oppl 42 000 DM auf den Tisch, tut sich mit vier Partnern zusammen und gründet die „Helmstedter Kraftfahrzeug-Vertriebs-G. m. b. H., Helmstedt“ mit 105 000 DM Grundkapital. Da stimmt doch was nicht...

Und August kauft ein Auto

Und letzters war die „Helmstedter Kraftfahrzeug-Vertriebs-Gesellschaft“ sogar schon auf der Messe in Köln vertreten. Ich war mit meinem Freund August Weyers da. Und dieser August, Angestellter bei Kleinsorg und Wengeler, geht an den Stand der „Helmstedter“ und bestellt sich einen „Gutbrod-Superior“ für 4 200 DM. Ich denke: Der ist verrückt geworden, und setzte mich hin. August unterschreibt derweil den Kaufvertrag.

Da stimmt doch was nicht!

Wo soll August 4 200 DM herkriegern? August gehört zum Übungsfirmenring des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Dort kann er kaufen und verkaufen, soviel er will. Die Ware bekommt er doch nie, und zum Bezahlen genügt eine „Einzahlung“ ohne einen Pfennig Geld beim Übungsfirmen-Postscheckamt. Ware und Geld sind Theorie und nur in den Büchern vorhanden. Alles andere existiert: Regelrechte Firmen mit Büros, Aktenschränken, Schreibmaschinen, Journalen und dem Hauptbuch. Firmen aller Art sind da: Meister und Kulik G. m. b. H., Wuppertal, verkauft Präzisionswerkzeuge; Hans Engel und Co. in Bielefeld bieten Fahrräder an; Voß und Schröder in Lübeck haben Marzipan, Kiepenkerl und Söhne heißt eine Lebensmittel-Großhandels-Gesellschaft; die Bergwerke AG. Arenberg in Bottrop offeriert Kohlen, Koks, Benzol, Ammoniak, Teer, „Direktverkauf nur im Wege des Landabsatzes“. Es ist eine komplette Volkswirtschaft mit allem Drum und Dran: Postamt, Finanzamt, AOK, Banken, Versicherungs-Gesellschaften, Arbeitsamt, Stadtverwaltung, Patentamt. Die Aktiengesellschaften haben ihren Aufsichtsrat und ihren Vorstand wie überall, der Betriebsrat fehlt auch nicht, einschließlich Krach mit der Geschäftsleitung, und mitunter rennt man zum Arbeitsgericht, das aber auch nichts anderes ist als eine Übungsfirma.

Wofür 600 Briefe täglich?

Bis zu 600 Briefe kursieren täglich zwischen den einzelnen Firmen, und jeder fragt: Was soll diese Riesenspielerei?

Da ist also mein Freund August, 21 Jahre, kaufmännischer Angestellter bei Kleinsorg und Wengeler, Gummiwaren en gros. Er hat die Registratur unter sich, den ganzen

umfangreichen Apparat mit der Korrespondenz der letzten zehn Jahre. Eine verantwortungsvolle Arbeit — wehe, wenn er die Postkarte nicht findet, die am 3. August 1943 die Berliner Vertretung schrieb. Eine sture Arbeit, und Otto hat sich seinen Beruf etwas anders vorgestellt. Schließlich will er nicht ewig Chef der Registratur bleiben.

Seit einem halben Jahr ist Otto Direktor von Kleinhub und Bauwind, OHG., Übungsfirma Nr. 266 in Köln-Zollstock. Vorher war er bei derselben Firma Einkaufs-Chef, und im nächsten Monat soll er die Buchhaltung übernehmen. So lernt Otto nach und nach den ganzen Organismus eines Betriebes kennen und überschauen. Durch die Zusammenarbeit mit den anderen Übungsfirmen bekommt er einen Blick für die Zusammenhänge der Wirtschaft und den Wirtschaftskreislauf. Damit weiß er mehr als der Oberbuchhalter bei Renatus und Koeßler mit 36 1/2 Dienstjahren.

Sandkasten der Jungkaufleute

Die Übungsfirma ist schon seit langer Zeit eine Sonderform der kaufmännischen Berufsausbildung. Nach 1945 hat der DGB diese Arbeit wieder aufgenommen und großzügig unterstützt: Übungskontore wurden eingerichtet und mit dem notwendigen Material ausgestattet. Heute gibt es schon wieder rund 200 Übungsfirmen in der Bundesrepublik, die untereinander in Geschäftsbeziehungen stehen. Tausende von Jungkaufleuten können sich in diesem Sandkasten der Volkswirtschaft auf künftige Aufgaben vorbereiten.

Jeder Jungkaufmann kann in einer solchen Übungsfirma mitarbeiten. Die Bürostunden des Betriebes sind meistens an einem Abend der Woche von 20 bis 22 Uhr. (Wenn das doch überall so wäre!) Auch Lehrlinge können in besonderen Fällen mitarbeiten. Interessenten sollen sich beim Deutschen Gewerkschaftsbund, Zentrale der Übungsfirmen, Düsseldorf, Stromstraße 8, melden.

Üfi-Messe in Köln

Vom 24. bis 26. November war Übungsfirmen-Messe in Köln-Deutz. Samstags hielt Kollege Hans Böhm, Mitglied des Bundesvorstandes des DGB, die Eröffnungsansprache. Kollege Hans Fromm, Leiter des Übungsfirmen-Ringes, erstattete Bericht über die bisher geleistete Arbeit. Nachmittags tagten die Übungsfirmenleiter.

Derweil kamen im großen östlichen Kongresssaal die Geschäfte in Gang. Jakob Fugger, Webwarengroßhandlung in Augsburg, interessierte sich für die Geschäftsfahrräder der Bielefelder Fahrradfabrik Hans Engel, und die Lackfabrik Pinsel Faust brauchte einen neuen Wagen, genau wie mein Freund August. Man nahm Fühlung untereinander, und alte Briefbekannte sahen sich persönlich. „Ach, du bist der Direktor von der Nordlicht? Na, ihr habt vielleicht einen Saftladen!...“ Aber das war ganz un-



Warum der Herr sitzt und die Dame steht? Der sitzende Herr ist Kunde einer Schlipps-Übungs-Firma und läßt sich gerade von der Dame ein Dutzend Grüngestreifte andrehen.

programmäßig, denn ansonsten mußte man Messe mimen und sich höchst vornehm mit „Sie“ anreden.

Programmgemäß sprach dann am Sonntag (25. November) Kollege Willi Ginhold seine Begrüßung in der öffentlichen Festkundgebung. Über „Übungsfirmen im Dienste der Steigerung des Lebensstandards“ referierte dann Arbeitsdirektor Adolf Jungbluth. Dann ging der Handel weiter.

Fotos: Hoffmann (1), DGB (1).

Der Handel blüht. Die Übungsfirmen-Messe in Köln florierte, wie man so schön sagt.



DAS KLEINE LEXIKON

Roter Faden

Der „rote Faden“ bedeutet den das Ganze zusammenhaltenden Grundgedanken einer Abhandlung usw. („Dies Motiv zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Stück.“) Es klingt kaum glaublich, daß diese uns so geläufige Bezeichnung ihre Entstehung von dem als Eigentumszeichen in allen Tauen der britischen Flotte eingespannenen roten Faden herleitet. Und doch ist es so. Es ist Goethes Verdienst, diesen Ausdruck in die Literatur und damit auch in unseren Sprachschatz eingeführt zu haben. In seinem Roman „Die Wahlverwandtschaften“, der das Gefühl des Zueinandergehörens, das zwei Menschen innewohnt, behandelt, heißt es: „Wir hören von einer besonderen Einrichtung bei der englischen Marine. Sämtliche Tauwerke der königlichen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, daß ein roter Faden durch das Ganze

durchgeht, den man nicht herauswinden kann, ohne alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören. Ebenso zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet.“ Und an anderer Stelle: „Manches Eigene von innigerem Bezug wird an dem roten Faden wohl zu erkennen sein.“

Panischer Schrecken

oder panische Angst sagen wir zu einem grundlosen, plötzlichen Schrecken. Dieser Begriff verdankt seine Entstehung einer Göttersage der alten Griechen, und zwar glaubten sie an einen plötzlichen Schrecken verursachenden Hirten- und Herdengott, den sie mit Ziegenfüßen, Bocksbart und Hörnern darstellten. Auch den im Heerlager durch blinden Lärm hervorgerufenen nächtlichen Schrecken führten sie auf ihn zurück. Zahlreiche griechische Dichter und sogar Gelehrte vor und zu Beginn unserer Zeitrechnung wissen in ihren Schriften viel vom Gotte

Pan zu erzählen, der durch Blasen auf einer Seemuschel die Titanen (in der griechischen Götterwelt die zwölf Riesensöhne der Gää — Göttin der Erde — und des Uranus — Gott des Himmels —, die von Zeus in die Unterwelt gestürzt wurden) in die Flucht jagte und in Verfolgung der Nymphen (in der griechischen Götterwelt niedere weibliche Gottheiten, die die Quellen, die Berge, die Haine und einzelne Bäume bewohnen) seine Umgebung durch grelle Schreie oder Flötentöne erschreckte. Aus dem französischen „panique“ bildete sich dann auch unser Wort Panik (auf der ersten Silbe betont), womit wir plötzlichen Schrecken, Mutlosigkeit, Verwirrung und insbesondere den besinnungslosen Massenschrecken bezeichnen.

Viel Lärm um nichts

als Bezeichnung für viel Getue um etwas, was gar nicht der Rede, also der Erwähnung wert ist, stellt ganz einfach die Übersetzung des Titels der Komödie „Much ado about nothing“ (englisch) von Shakespeare dar.

Ein
mollig
warmer



Schlafanzug

Wer nach arbeitsreichem Tage, an kalten windigen Winterabenden durchgefroren nach Hause kommt, der sehnt sich nach guter Wärme. Leider aber sind die Wohnräume infolge der Kohlennot meist nur schwach

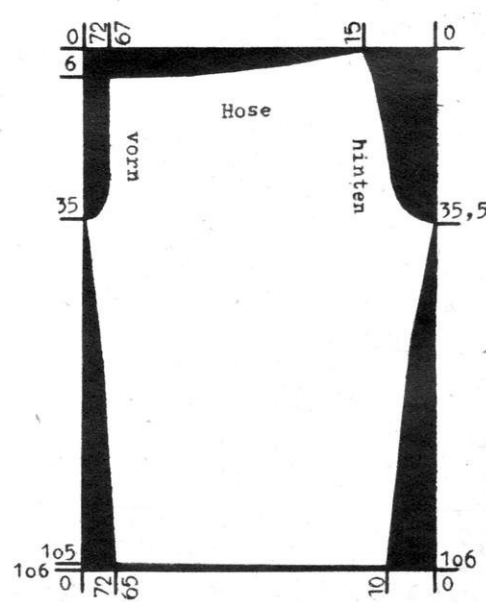
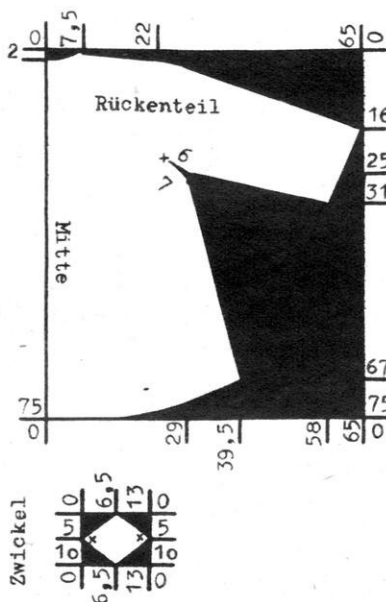
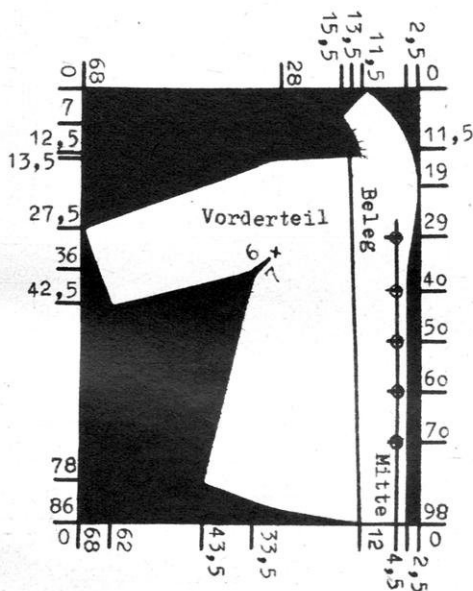
geheizt. Man freut sich also aufs warme Bett, und wer einen mollig warmen Schlafanzug besitzt, der weiß ihn jetzt besonders gut zu schätzen. Gute Schlafanzüge sind aber recht teuer, und man schreckt vor einer solchen Anschaffung zurück. Ja, wenn man ihn selbst arbeiten könnte, da käme man wesentlich billiger daran vorbei. Hübsche Flanelle sind wirklich preiswert zu haben. Nur viel Zeit braucht man zum Nähen, und so ganz sicher fühlt man sich in dieser Kunst auch nicht.

Ein Kimono-Schlafanzug wie der auf der Abbildung gezeigte ist aber auch für Ungeübte recht schnell und einfach zu schneiden und zu nähen. Außerdem ist er auch recht leicht zu bügeln. Die Jacke wird nach Schnittvorlage zugeschnitten. (Nähte zugeben.) Zuerst wird die hintere Kragennaht an Jacke und Beleg geschlossen. Dann der Beleg (rechts auf rechts) der Jacke aufgenäht und gewendet. Schulter und Seitennähte schließen. Die Nähte werden flachgebügelt und ein Füßchen breit von jeder Seite der Naht gesteppt. (Das verhindert ein Verdrehen und Ausriffeln der Nähte nach dem Waschen.) Hinteren Kragenrand und Rücken verbinden. Mit dem Beleg von innen versäubern. Ein wenig knifflig ist das Einsetzen

des Zwickels unter dem Armel. Wenn es gar nicht geht, läßt man es sich einmal von einer Näherin zeigen. Dann ist auch das nicht mehr schwer. Die Knopflöcher lassen wir natürlich maschinell arbeiten.

Die Hose wird ebenfalls nach Schnittvorlage zugeschnitten. (Nähte zugeben.) Zuerst die Beinnähte schließen. Rechts-Links-Nähte nähen. Dann in einem durch die mittlere vordere Naht und die hintere Gesäßnaht schließen. Ebenfalls Rechts-Links-Naht nähen. Hintere Gesäßnaht dehnen. Am oberen Tailenrand wird eine Wäscheband-Schaube eingenäht und ein passendes Gummiband eingezogen. Armel- und Hosensrand näht man etwa 2—3 cm am unteren Rand um. Diese 2—3 cm müssen der Länge zugegeben werden. Nun bleibt nur noch die Frage, nehmen wir getupften, geblünten, karierten oder gestreiften Flanell. Die Auswahl ist ja so groß. Marie nimmt himmelblauen mit großen weißen Tupfen, Margret liebt Blümchen, Inge trägt gern Karos, und Liselotte wählt fescche Streifen. Bleibt uns also nur noch das Vergnügen auszuwählen.

Den Bindegürtel fertigt man aus einem 5 bis 6 cm breiten und 180—200 cm langen Stoffstreifen. A. R.



INTERNATIONALER JUGENDAUSTAUSCH

IG BERGBAU

Die Winterarbeit der Jugendgruppen innerhalb der IG Bergbau ist in vollem Umfang aufgenommen. Der Verbandsjugendausschuß der IG Bergbau, der im August d. J. in Niederheimbach tagte (zur gleichen Zeit fand dort auch das internationale Jugendtreffen der Bergbaujugend statt), legte in großen Zügen die Richtlinien für die Winterarbeit 1951/52 fest. Im Winterhalbjahr sollen alle Erfahrungen aus der Sommerarbeit ausgewertet und in der kommenden Sommerplanung wiederum berücksichtigt werden.

Die diesjährige Planung: Jugendaustausch mit allen europäischen Ländern, die Jugendarbeit leisten und die demokratischen Grundsätze achten, wurde erfüllt.

Im Rahmen dieser Planung ging die erste Fahrt, an der 30 junge Kollegen teilnahmen, ins Saargebiet. Der Besuch galt der saarländischen Bruderorganisation, dem IVB, und dauerte 14 Tage. Treffpunkt war die Jugendherberge „Ludweiler“. Teilnehmer dieses Treffens waren sowohl deutsche als auch französische und saarländische Kollegen. Das Problem „Saargebiet und Westdeutschland“ sowie Gedanken über Europa waren die Hauptthemen, die mit großem Interesse diskutiert wurden.

Jugendaustausch Deutschland — Frankreich (Korsika)

Mit Unterstützung des Leiters der Eclaireurs de France, Mrs. Marcel Beck, konnten wir 135 junge Kollegen in ein Gemeinschaftslager nach Korsika schicken. Außer deutschen waren englische, französische, belgische, holländische und amerikanische Jungarbeiter zur gleichen Zeit in dem Gemeinschaftslager. Die Begegnung auf der Insel Korsika war die erste ihrer Art, an der die deutsche Gewerkschaftsjugend teilnehmen konnte. Der Bericht der Teilnehmer zeigt deutlich, wie notwendig solche gemeinsamen Aussprachen und der Erfahrungsaustausch überhaupt sind.

Der Europagedanke, soziale und wirtschaftliche Probleme, Jugendpflegearbeit der Gewerkschaftsjugend in Deutschland (ein Begriff für die ausländischen Kollegen) und viele andere Fragen mehr wurden in zahlreichen Besprechungen behandelt. Andere Länder, andere Menschen, andere soziale und wirtschaftliche Fragen.

Die paradiesische Schönheit Korsikas machte einen unvergeßlichen Eindruck auf unsere jungen Freunde.

Die jungen Kollegen versuchten, die Realitäten des Lebens und die Arbeitsbedingungen der Bevölkerung zu studieren. Die korsische Bevölkerung war sehr erstaunt, die deutsche arbeitende Jugend voll ungebrochenem Lebenswillen und völkerveröhnender Gedanken zu finden.

Jugendaustausch Österreich — Deutschland

Unsere Brüdergewerkschaft, die Österreichische Berg- und Metallarbeitergewerkschaft, Bezirk Leoben, war das Ziel einer weiteren Reise. Die Teilnehmer dieser Fahrt denken gern an ihre Kollegen in Leoben zurück, mit denen sie über soziale und wirtschaftliche Fragen, Jugendschutz und Lehrlingsprobleme sprachen, Gemeinsame Sorgen bringen eine gemeinsame Sprache, und die gleichen blauen Narben verraten überall den Bergmann.

Jugendarbeit Deutschland — England

Im vergangenen Sommer weilten zehn junge Kollegen zu Studien vierzehn Tage lang in England. Dafür waren zwanzig englische Kollegen Gäste im internationalen Jugendzeltlager in Niederheimbach am Rhein. Die

Diskussion erreichte ihren Höhepunkt, als über die Gewerkschaftsjugendarbeit debattiert wurde, denn unsere englischen Freunde kennen keine Gewerkschaftsjugendarbeit. Der Wunsch der jungen englischen Kollegen, in England dieselbe Gewerkschaftsjugendarbeit aufzubauen, brachte natürlich mancherlei Fragen und Gespräche mit sich.

Wenn die Jugend der IG Bergbau den hinter ihr liegenden Sommer bedenkt, so kann sie mit der geleisteten Arbeit zufrieden sein. Die Jugend hat zur Völkerverständigung einen guten Beitrag geleistet. Wir hoffen, daß diese Arbeit fortgesetzt wird.

W. Maibaum

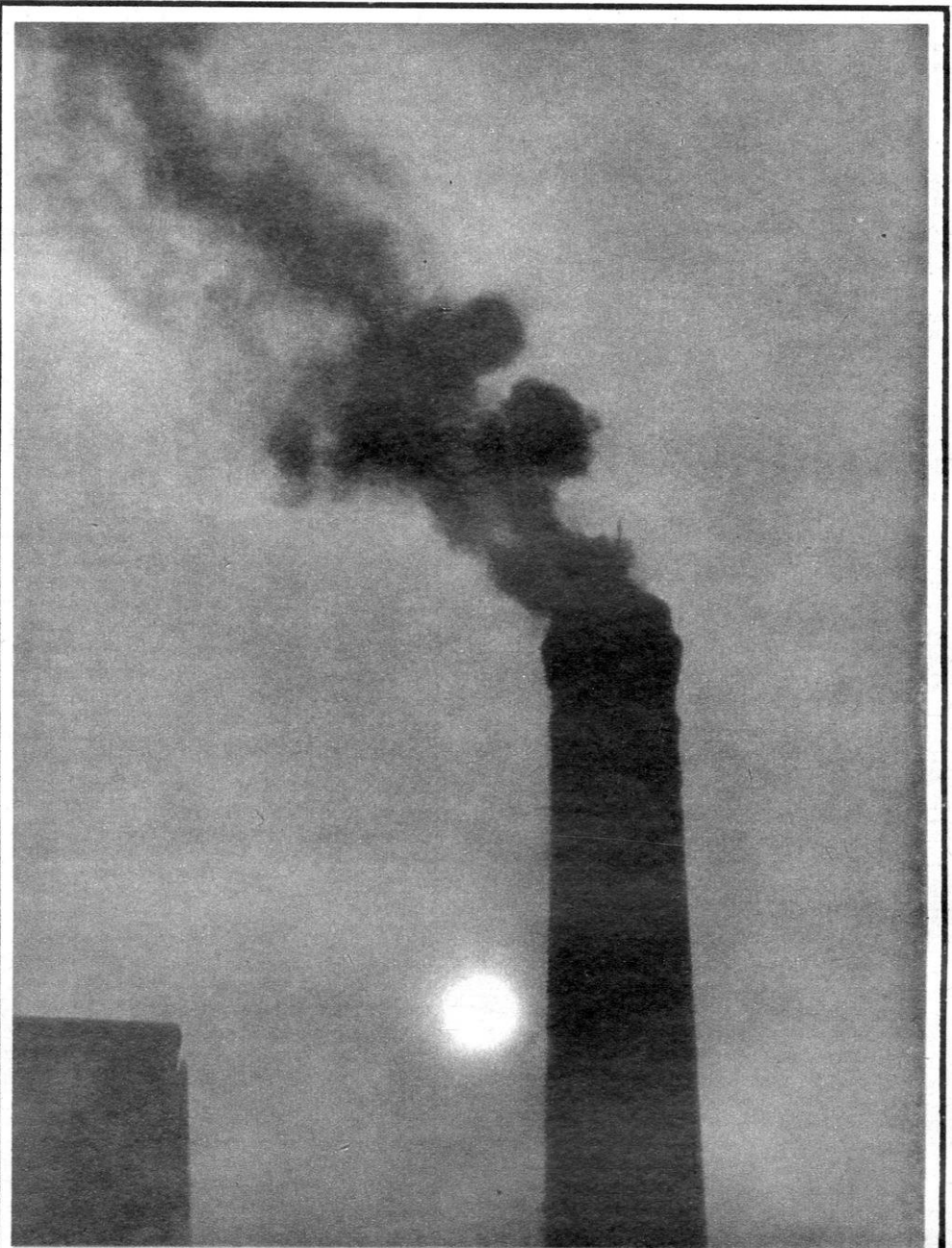


Foto: Jak Tuggener

*Seht, wie unterm Nebel
die Fabrik sich duckt.
Esse, Rad und Hebel
sind vom Grau verschluckt.*

*Seht, wie vor den Toren
Trauer niedertällt.
Dennoch: unverloren,
wen die Freude hält.*

*Seht, schon will sie scheinen,
Sonne, hell ins Herz.
Über grauen Steinen
steigt sie himmelwärts.*

Stephan Gräffshagen

Der FAHRMANN-BILDKALENDER ist ein Begriff geworden. Wir veröffentlichen ein Bild daraus, Es spricht für sich. Richtet eure Bestellung an den Christophorus-Verlag, Freiburg/Br., Haus Herder. 50 Fotos u. 8 Vierfarbendrucke enthält der Kalender. DM 5.—.

UNSERE MEINUNG

Reaktionäre Ladenhüter

Der Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, Fritz Berg, hat sich nach Pressemeldungen auf dem 1. Internationalen Industriellen-Kongreß in Neuyork gegen die Mitbestimmung ausgesprochen. Er servierte dem internationalen Publikum „reaktionäre Ladenhüter“ gegen die Mitbestimmung, die in Deutschland längst widerlegt sind.

Die beste Antwort dürfte in der Feststellung Christian Fettes liegen, daß die Mitbestimmungsforderung für die Gewerkschaften Ziel bis zur Erfüllung bleibt. Berg und der ihn stützende Teil der Unternehmerschaft haben offenbar immer noch nicht die Zeichen der Zeit erkannt. Das ist bedauerlich, weniger für die Arbeitnehmerschaft als vielmehr für die Unternehmerschaft. Wir erkennen sehr gerne an, daß zahlreiche Unternehmer sehr aufgeschlossen für die Zeitprobleme sind, um so bedauerlicher aber ist es, daß der Repräsentant der deutschen Unternehmerschaft anscheinend ein Mann ist, der in

seiner Denkweise eine Generation zurückgeblieben ist.

Berg glaubte weiterhin feststellen zu müssen, daß „der neuerliche Kurs der Gewerkschaften“ Anlaß zu Beunruhigungen gäbe. Damit hat er die Tatsachen genau ins Gegenteil verkehrt, denn die Haltung gewisser Unternehmerkreise ist es, die soziale Unruhen befürchten läßt. Deutsche Unternehmer geben heute lieber Geld an die SRP, an eine Partei also, gegen die eine Verfassungsklage angestrengt ist, als daß sie konstruktiv an einer wirtschaftlichen und sozialen Neuordnung mitarbeiten. Davon aber sprach Berg in Neuyork nicht. Wenn er die Marktwirtschaft Prof. Erhards sozial nannte, dann werden weite Teile des deutschen Volkes, vor allen Dingen die Rentner, Unterstützungsempfänger und Flüchtlinge dies nur als beißende Ironie empfinden.

Wenn Berg den Arbeitnehmern und nicht auch den Gewerkschaften ein beschränktes

Mitbestimmungsrecht zugestand, dann entspricht dies in der Tendenz den Absichten der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. Es ist eine alte Taktik, die hier angewandt wird: die schaffenden Menschen zunächst durch scheinbare Zugeständnisse von den Gewerkschaften zu trennen, um ihnen so ihre Stoßkraft zu nehmen. Man glaubt, wenn man erst eine Trennung vollzogen habe, daß man dann mit den sozialen Forderungen leichter fertig werden wird. Dabei übersieht man allerdings, daß die deutsche Arbeitnehmerschaft im Jahre 1951 das alte Spiel des „divide et impera“ durchschaut, und die Folge wird sein, daß sich die Arbeitnehmerschaft in ihren Gewerkschaften nur noch enger zusammenschließt.

Der Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie suchte offenbar auf dem Internationalen Kongreß Freunde. Wir erinnern uns noch gut daran, daß von seiten des Bundesverbandes der Deutschen Industrie Vorwürfe gegen den DGB-Vorsitzenden erhoben wurden, als dieser in Amerika vor einem Gewerkschaftskongreß die Forderung nach Mitbestimmung erläuterte und begründet hatte. Hier wird also wieder einmal mit zweierlei Maß gemessen.

WARUM DEFENSIV?

Die 5. Vollversammlung des Deutschen Bundesjugendringes, die am 23./24. November 1951 in Hannover stattfand, interessierte aus zwei Gründen ganz besonders. Die Gründe hängen natürlich mit der Tagesordnung zusammen, die dort behandelt wurde bzw. werden sollte, denn wie üblich war sie wieder einmal derart umfangreich, daß wesentliche Teile wegen der auftretenden Zeitnot gestrichen werden mußten. „Jugendgesetzgebung“ war Hauptthema der Beratungen und wurde eingehend behandelt. Bei diesem Thema tritt immer wieder das gemeinsame und verbindende Anliegen aller Jugendorganisationen des Bundesjugendringes zutage: über alle Verbands- und Eigeninteressen hinaus zunächst Sprecher für das Allgemeinwohl und die Verbesserung der Lage der gesamten Jugend zu sein. Sprach man früher im Bereich der Jugendorganisationen viel von gegnerischen Verbänden, so ist heute weit mehr die Rede von den anderen, den befreundeten Gemeinschaften. So auch diesmal bei der Beratung der Jugendgesetzgebung. Alle Verbände und Landesjugendringe sprachen sich einmütig dafür aus, in allen Ebenen die Initiative zu ergreifen, um die Mitarbeit der Jugend an der Neugestaltung des Jugendrechts zu sichern und die Bearbeitung und Verabschiedung der Jugendgesetze durch steten Kontakt mit Bundestagsabgeordneten und beratenden Gremien zu beschleunigen. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig, sich noch einmal den Stand der Dinge bei den verschiedenen Jugendgesetzen zu vergegenwärtigen. Das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz ist über die Beratungen um den Referentenentwurf nicht hinausgekommen. Neuerdings werden auch Bedenken der Verfassungsabteilung beim Bundesinnenministerium wegen der allumfassenden Art des Gesetzes geltend gemacht. Trotzdem sind wir der Meinung, daß neben dem Jugendarbeitsschutzgesetz das RJWG dringend benötigt wird, weil es das Schlüsselgesetz für die gesamte Jugendfürsorge und Jugendpflege ist und entscheidend die Erziehungsarbeit an der Jugend konsolidiert.

Um ein Bild über die soziale und berufliche Situation der Lehrlinge zu erhalten, beschloß der Bundesjugendring eine Fragebogenaktion, die in Verbindung mit den Berufsschulen durchgeführt werden soll.

Weiter interessiert, daß ein neues Jugendgerichtsgesetz Erziehungsmaßnahmen und Bewährung in den Mittelpunkt stellen will. Die im Bundesjugendring zusammengeschlossenen Jugendorganisationen sprachen sich dafür aus, daß als Ziel der neuen Jugendgesetzgebung der besondere Schutz der jungen Menschen anzusehen sei und durch sie die verfassungsmäßigen Freiheiten der jungen Staatsbürger auf allen Lebensgebieten, insbesondere aber in der Wirt-schaftspraxis, zu garantieren sind.

Die Vollversammlung war sich darüber klar, daß für die Abwehr der immer mehr in Erscheinung tretenden nationalistischen und neofaschistischen Tendenzen in der Jugendarbeit gerade die örtliche Ebene Träger dieser Arbeit zu sein hat. Der „Aufwärts“ hat diese Materie behandelt, so daß wir uns nicht zu wiederholen brauchen und uns darauf beschränken können, einige praktische Hinweise zu geben:

1. Es muß Aufgabe und Ziel aller Stadt-, Kreis- und Landesjugendringe sein, rechtsradikale Jugendorganisationen fernzuhalten.
2. Jede örtliche Erscheinung einer solchen Gruppe, ihre Arbeit und die Art ihres Vorgehens auf propagandistischem Gebiet ist sofort zu melden.
3. Jede Äußerung eines Verantwortlichen einer Jugendgruppe der Reichsjugend oder Deutschen Jugend oder der Remerpartei ist zu beantworten.

Wir haben es nicht nötig, in der Defensive zu bleiben, sondern müssen offensiv den Kampf gegen die Gegner der Demokratie, gleich, ob sie rechts oder links stehen, aufnehmen. Auch wenn ein solches Vorgehen von uns persönlichen Mut und Zivilcourage erfordert.

Es war eine Selbstverständlichkeit, daß über einen Antrag der Reichsjugend, die in den Bundesjugendring aufgenommen werden wollte, gar nicht erst verhandelt wurde.

Hg.

Die Kinder schämen sich

In der „Süddeutschen Schulzeitung“ nimmt Dr. Meusel Stellung zu der Frage, ob der Lehrer die Eltern zu Hause aufsuchen soll. Er schreibt u. a.: „Dem Besuch des Lehrers durch die Eltern würde es entsprechen, wenn auch der Lehrer gelegentlich in die Häuser seiner Schüler ginge, um sich im Elternhaus durch den Augenschein mit dem Milieu vertraut zu machen, in welchem seine Schüler leben. Ich muß gestehen, daß mich bisher eine gewisse Scheu vor dem Geist des Hauses — wie wenn er tabu wäre — davon abhielt, diesen Versuch zu wagen. Ab und zu erhält man ja doch, manchmal ungewollt, einen Einblick. Wenn wir dann sehen müssen, wie eng die Flüchtlingsfamilien oder die Evakuierten oder andere notleidende Schichten auf einen oder zwei Räume zusammengedrängt sind, dann staunen wir nicht mehr darüber, daß das Heft des Kindes einmal beschmutzt oder die Hausaufgabe nicht sorgfältig gemacht ist. Im Gegenteil ergreift uns manchmal eine stille Bewunderung für den Schüler, der sich in dieser Umgebung noch sein kindliches Lachen, seine Teilnahme am Unterricht und seine Liebe zur Schule erhält.“

Ein erfahrener älterer Kollege erzählte mir vor einiger Zeit, wie er vorgehabt habe, alle Kinder seiner Klasse, es waren größere Mädchen, in ihrer häuslichen Umgebung aufzusuchen, wie er jedoch seine Besuche abgebrochen habe, als er bemerken mußte, wie entsetzt seine Kinder waren, als er sie in entwürdigender, sittlich verwahrloster Umgebung antraf. Die Kinder, die doch nichts dafür konnten, schämten sich offenbar, in einem solchen Sumpf leben zu müssen.

Welch eine Anklage gegen unsere Gesellschaftsordnung!“

Es muß gehandelt werden

„Geheimes Femegericht in Braunschweig“, — „Schmerzensgeld für ehemaligen Ortsgruppenleiter“, — „Pension für ehemaligen SS-Führer“, — „Schändung der Bundesfahne in Peine“, — „Nazilieder in Grenzschutzkasernen“, — „Königstreue werden aktiv“, — „General-Ramcke-Marsch“, — „Großes Konzert der Stahlhelmkapelle“, — „Geheime Naziorganisationen“, — „Nazis im diplomatischen Dienst der Bundesrepublik“, — „Parteitag der Deutschen Partei mit Märschen und schwarzen Hemden“, — „Bombenanschläge in Norddeutschland“, das sind einige wenige Zeitungsoberschriften der letzten Monate.

Das ist Deutschland heute, zugleich das Deutschland von gestern. Sie sind wieder da! Die Geheimbündler, die Verschwörer, die Unbelehrbaren, die Gewalttätigen, die Judenjäger, die alten Kämpfer, die Faschisten, die Hirnlosen, die Schwätzer, die Kriegsverbrecher, die Militaristen, die Konzentrationslagerhäftlinge.

In den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch haben sie sich im Bewußtsein ihrer Schuld getarnt und versteckt, haben sie gelogen und ihr Gedächtnis verloren, da haben sie gejamert und gezittert, da waren sie feige und erbärmlich. Sie waren plötzlich

keine „Helden“ mehr, sondern auch „Verführte“.

Nun sind sie wieder da und versuchen ihr altes Spiel mit mehr oder weniger Erfolg. Die Anständigen und Gutwilligen werden von dieser an und für sich kleinen Minderheit unter Druck gesetzt. Von Monat zu Monat verstärkt sich dieses Spiel.

Wir halten den Zeitpunkt für gekommen, wo die Nachsicht, die Gutmütigkeit und die Bequemlichkeit unserer demokratischen Bürger zu Ende sein muß. Fast alle haben Schuld daran, daß es wieder so weit kommen konnte, weil wir in unserer Haltung zu lax und nicht konsequent genug waren. Doch die größte Schuld liegt bei unseren politischen Führern, da sie großenteils für politische Führungsfunktionen ungeeignet waren und zum anderen nicht den Mut besaßen, klar und bewußt zu handeln und die Gesetze schafften, die alle den Belasteten ein für allemal das Handwerk legten. Nein, mutig waren sie nicht, unsere Politiker, die so viel Böses von 1919 bis 1945 erfahren mußten. Anstatt das Übel bei der Wurzel zu fassen, haben sie wieder Wasser auf die verdorrten Pflanzen gegossen, so daß die alten Parteigenossen heute wieder in Ministerien, bei der Justiz, in den Behörden, bei den Auslandsvertretungen usw. tätig sein können und auch Personalpolitik machen.

Es ist an der Zeit! Es muß gehandelt werden. Die deutschen Gewerkschaften haben im Laufe der letzten Jahre auf die neofaschistische Gefahr immer wieder hingewiesen. Sie fordern ein rücksichtsloses Vorgehen und eine entschlossene Haltung der Regierung und Parteien mit folgenden Worten:

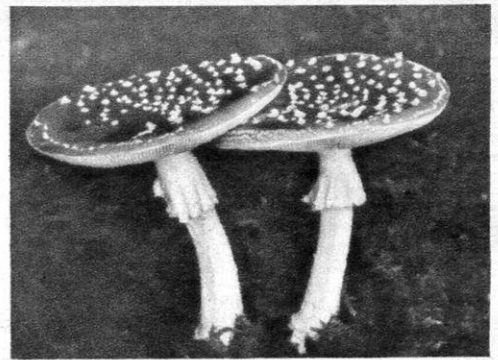
Die Millionen der arbeitenden Menschen, deren aufopferungswilliger Arbeit der Wiederaufbau unserer vernichteten Wirtschaft entscheidend zu verdanken ist, sehen in der Wahrung und Sicherung demokratischer Staats- und Lebensformen die einzige Möglichkeit, dieses Werk zum Segen des Volkes fortzusetzen und dem sozialen Fortschritt und der Erhaltung des Friedens sowie der Verständigung unter den Völkern zu dienen. Die deutschen Gewerkschaften stellen mit Besorgnis fest, daß bereits heute wieder faschistische Gruppen sich unter dem Schutze demokratischer Rechte sammeln, die Regierungsform und die Einrichtungen des Staates verhöhnen, die Farben der Republik beschimpfen, antisemitische Propaganda machen und politisierenden Generalen gestatten, Mißbrauch mit ehemaligen Soldaten zu treiben — kurz, alles das tun, was sie oder ihre Vorbilder vor 1933 taten. Die deutschen Gewerkschaften beobachten mit Erbitterung, wie jene wieder das Haupt erheben, die am Unglück unseres Volkes die Hauptschuldigen sind. Schon einmal ist die Demokratie an der Toleranz der Demokraten zugrunde gegangen — einer Toleranz, die von ihren Gegnern als Schwäche oder Torheit verhöhnt wurde. Die sechs Millionen Arbeiter, Angestellten und Beamten im Deutschen Gewerkschaftsbund, die sich ohne Unterschied der Konfession und Partei zu den Grundsätzen der Demokratie bekennen, verlangen, daß die demokratischen Parteien und Regierungen der Bundesrepublik unverzüglich strengste

Maßnahmen ergreifen, um die Gefahr des Neofaschismus ein für allemal zu beseitigen. Sie fordern, daß die notwendigen Gesetze sofort beschlossen und rücksichtslos durchgeführt werden. Sie erwarten, daß dabei die unglücklichen Erfahrungen aus der Weimarer Republik, die mit dem Republikenschutzgesetz gemacht wurden, berücksichtigt werden und nicht wieder Gesetze, die zum Schutz der Demokratie erlassen wurden, gegen die Demokraten Anwendung finden.

Die Gewerkschaften sind sich aber dessen bewußt, daß die Sicherung der Demokratie nicht durch Gesetze, Behörden oder politische Parteien allein gewährleistet werden kann. Die Demokratie kann nur bestehen, wenn ihre überzeugten Anhänger jederzeit bereit sind, sie selbst zu verteidigen.

Deshalb begrüßt der Deutsche Gewerkschaftsbund die demokratische Spontaneität der Arbeitnehmerschaft und anderer demokratischer Kreise in Peine und Hannover. Sie haben gezeigt, wie man dem Neofaschismus entgegenzutreten hat. Diese Aktion sollte eine ernste Mahnung für alle diejenigen sein, die heute tatenlos dem Treiben der Faschisten zusehen und sich daher an der Gefährdung der Demokratie mitschuldig machen.

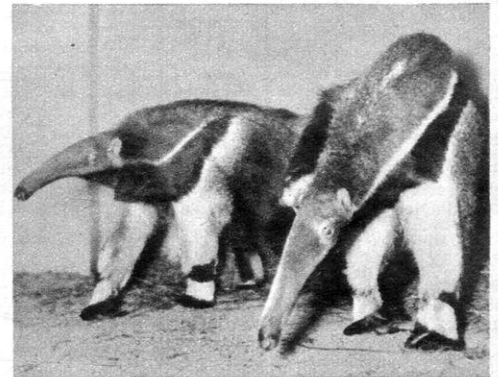
Der Deutsche Gewerkschaftsbund und die ihm angeschlossenen Gewerkschaften rufen alle Demokraten auf, rücksichtslos den Anfängen faschistischer Bestrebungen entgegenzutreten.



①



②



③

FOTO-PreisRÄTSEL

WAS ZEIGEN DIE FOTOS?

Für richtige Lösungen setzen wir

5x15 D-MARK

aus. Einsendeschluß 10. Jan. 1952

Auflösung des Foto-Preisrätsels aus Nr. 22

Bei den gezeigten Bildern handelt es sich um 1) ein Stück Zigarettenasche, 2) eine Glühbirnenfassung, 3) eine Rose.

Die fünf Preisträger sind: Eva Penkala, (24) Pinneberg bei Hamburg, Lindenstr. 3; Reinhold Hagen, Neuenhain/Taunus, Königsteiner Str. 5; Ingrid Mansfeld, Hamburg 19, Schopstr. 22; Helmut Schmitz, Plettenberg-Kückelheim, Behelfsheim; Hannelore Seckler, Essen-Kupferdreh, Kupferdreher Str. 185.

Quissel und Quassel sind die Helden eines Romans von Christian Berthier („Quissel und Quassel“ Aegis Verlag, 376 Seiten und 10 Zeichnungen; von Traute Kistenberger, Preis: Leinen 8,50) von sprühender Heiterkeit. Sie sind zwar nur Wurzeln, aber in Ziplfemariston zu einem atemberaubenden Leben erwacht, das sie nicht nur menschlich macht, sondern oft menschlicher denken und handeln läßt, als wir es leider gemeinhin von den Menschen gewohnt sind. Es handelt sich um ein Buch, an dem sich Jugend und Alter begeistern können. Die Schilderung der Abenteuer von Quissel und Quassel hält die Jugend in Bann und löst zugleich ein herzliches befreiendes Lachen aus. Gleichzeitig findet der Leser in diesen Abenteuern und Geschehnissen so viel menschliche Weisheit auf humorvolle und freundliche Art nahegebracht, daß auch er befriedigt und um Erfahrungen reicher aus dem Staate „Ziplfemariston“, der ihn gefangenhielt, in seine — ach so ähnliche Alltagswelt zurückkehrt. Im ganzen ein Buch, das sehr zu empfehlen ist.

Die Arktis mit ihren endlosen unerschlossenen Weiten hat schon immer die Menschen in ihren Bann gezogen. Männer wie Frithjof Nansen, Roald Amundsen und andere spürten mit abenteuerlicher Zähigkeit den Geheimnissen der Arktis nach. Jahre waren sie in kaum erträglicher Einsamkeit unterwegs. Doch mit dem Beginn des Zeitalters der Flugzeuge und Flugschiffe begann ein neuer Abschnitt, das ewige Eis zu besiegen. 1914 sucht erstmals ein Flugzeug nach einer verschollenen Arktis-Expedition. 1926 umrundet der Amerikaner Byrd erstmals den Nordpol, 1928 wird das Luftschiff des Italieners Nobile auf der Rückfahrt vom Pol vernichtet. 1946 fliegt ein amerikanisches Großflugzeug ohne Zwischenlandung in 39 Stunden 35 Minuten die Strecke Honolulu—Alaska—Nordpol—Kairo. Davon und von den Wetterfunktoren in der Arktis, den Geheimnissen des ewigen Eises und der utopischen Reise des Chinesen Link-Tsching über den Pol, die wirklich sein könnte, wenn die drei Nachbarn des Pols zueinander fänden, erzählt Vitalis Pantenburg in seinem Buch „Die schnellsten Straßen kreuzen den Pol.“ (Greven-Verlag, Köln, 84 Seiten, 2 Karten, 14 Lichtbilder, 9 Textzeichnungen, Halbleinen, DM 4,80.)

Vitalis Pantenburg, Mitarbeiter des „Aufwärts“, legt noch ein zweites Buch auf den Tisch. „Eirik, der Jungfänger“ (Greven-Verlag, Köln, 136 Seiten, 22 Lichtbilder, 9 Zeichnungen, Preis: Halbleinen DM 5,80). Hier geht es um das harte, zähe, kämpferische Leben des Pelzjägers, um Robbenfang, Eisbären, Moschusochsen, Fallenstellen und Abenteuer im Eise.

Ganz anders ist die Landschaft, sind die Menschen, zu denen uns Otto Hauger in seinem Brasilienbuch „Kreuz des Südens“ (Georg Westermann-Verlag, 144 Seiten, 1 Karte, 40 Bilder und 14 Textzeichnungen, Preis: DM 9,80) führt. Brasilien, Land der Sonne, Land des Kaffees, Land des Amazonas, dem größten Stromgebiet der Welt, Land der Urwälder, Land der Indianer, Neger und Weißen, Land der Gummibäume, Land der starken sozialen Gegensätze, wo Armut und Reichtum dicht beieinander wohnen, dunkles, größtes Waldland der Welt, Land der seltenen, seltsamen Tiere, der Krokodile, der Tausendfüßler von Fingerlänge, der Skorpione, Pumas, Papageien und Affen. Land der modernen Hochbauten und der armseligsten Hütten. In dieses Brasilien, der größten südamerikanischen Republik mit ihren 45 Millionen Einwohnern, führt uns der Verfasser.

Von einer Tigerjagd im Dschungel Siams erzählt Reginald Campbell in seinem Buch „Poo sarn, der Dschungelkönig“ (Hermann-Schaffstein-Verlag, 187 Seiten, Halbleinen DM 6,40). Mittelpunkt des Buches ist der Kampf zwischen Mensch und Tier in der Wildnis. Der Verfasser schenkt uns hier eine der besten Tier- und Abenteuer-geschichten für die Jugend. H.



Eine Eisbärin schwimmt mit ihren Jungen dahin.

(Aus Eirik, der Jungfänger)



Geruhssamer Kleinhandel in einer brasilianischen Kleinstadt.

(Aus „Kreuz des Südens“)

Makkaronilied

Will ein lustig Liedchen bringen
und die Tarantella singen,
ich, der arme, kleine Toni,
für eine Schüssel mit Makkaroni.

Hab' kein Geld in meiner Tasche,
keinen Tropfen in der Flasche;
brauch' kein Bett aus Mahagoni,
nur eine Schüssel mit Makkaroni.

Leichter wären wohl die Kriege,
und viel rascher auch die Siege,
würden schießen die cannoni
statt mit Granaten mit Makkaroni.

¹⁾ ladroni: Straßenräuber
²⁾ canzoni: Gesänge

In der Welt wär' viel mehr Liebe,
und es gäbe keine Diebe,
keine Gauner und Ladroni¹⁾,
hätt' jeder jeden Tag Makkaroni.

Wie man Briefe drahtlos sende,
das erfanden kluge Hände.
Doch ganz schlicht aß auch Marconi
nur seine Schüssel mit Makkaroni.

Hat mein Liedchen euch gefallen,
komm' ich wieder, sing euch allen:
neue Lieder und canzoni²⁾
für eine Schüssel mit Makkaroni.

Deutsche Fassung: Fritz Schröder.

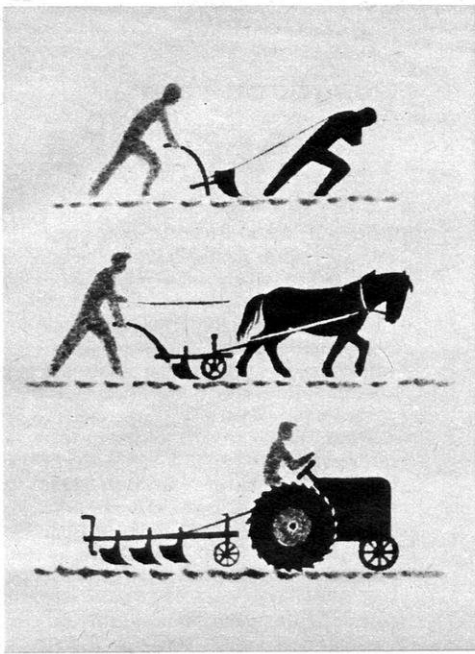
Jeder wird wohl ein Liederbuch besitzen. In jedem dieser Bücher findet man die schönsten deutschen Volkslieder vereint. Wie wäre es aber, wenn man sich nun auch einmal etwas aus dem Liedgut anderer Länder gewönne? Heute bemühen sich viele Menschen, eine Brücke zwischen den Völkern zu schlagen. Die Jugend bei internationalen Treffen schließt Freundschaft miteinander. Viele konnten an solch einem Treffen noch nicht teilnehmen. Aber das Verlangen, andere Länder und Menschen kennenzulernen, brennt in ihnen. Gerade diese werden sich freuen, wenn sie das Buch „Europäische Volkslieder“, erschienen im Verlag Otto Maier, Ravensburg, in die Hände bekommen oder Lieder daraus lernen dürfen. Wie der Titel des Buches schon sagt, findet man aus allen europäischen Ländern fröhliche und traurige Lieder, nur deutschsprachige Länder fehlen in diesem Band, da wir ja deutsche Sammlungen ausreichend besitzen. Alle Lieder sind in Noten gesetzt, und zwar einstimmig. Da ist das italienische Makkaronilied, in dem der arme kleine Toni eben dieses Lied singt, weil er Hunger hat auf eine Schüssel mit Makkaroni, und er meint: „Leichter wären wohl die Kriege und viel rascher auch die Siege, würden schießen die cannoni, statt mit Granaten mit Makkaroni. In der Welt wär' viel mehr Liebe, und es gäbe keine Diebe, keine Gauner und ladroni, hätt' jeder jeden Tag Makkaroni!“ — Das Lied von der Brücke von Avignon hören wir oft im Radio, allerdings dann im Original, im französischen Text. Das Buch gibt eine feine Übersetzung. Ach, ich möchte euch am liebsten alle Lieder aufzählen und die Texte verraten, auch die vielen schönen Illustrationen zeigte ich euch gern. Das Buch kostet DM 7,80, ist in Halbleinen gebunden und 143 Seiten stark. Es ist eines der schönsten Liederbücher, das ich je in den Händen hatte, und ich würde mich freuen, wenn auch ihr bei Lieder- und Gruppenabenden daraus singt.

Da ist das Buch „Das Spiel im Sport“ (133 Seiten, brosch., DM 3,40, Verlag Manz & Lange, Göttingen). Es bringt eine Fülle von Neck-, Lauf- und Ballspielen. Da findet man für Jüngere wie auch für Ältere Material für viele Sport- und Spielabende. Einfach und kurz werden die Spielregeln wiedergegeben, so daß sie wirklich jeder verstehen kann. Skizzen veranschaulichen den Text. Die allgemeinen Regeln für den Spielleiter oder Schiedsrichter machen dies Büchlein besonders wertvoll. Besonders gut finde ich auch, daß der Herausgeber bemüht war, den Spielleitern zu zeigen, daß im Sport eine Erziehung liegt.

Als zweites möchte ich euch auf drei Bändchen hinweisen, die für den Volkstanzkreis bestimmt sind: „Der tanzende Kreis“ (Singspiele und Volkstänze), kart., DM 5,80. „Kneveler“, DM 2,40, und „Hans bleib da“ (DM 2,20, Verlag Manz & Lange, Göttingen).

Ja, liebe Gruppenführerin, „Der tanzende Kreis“ ist gerade für dich bestimmt, wenn du einen fröhlichen Spielabend planst. Für die Jüngeren findest du die Lieder „Der Sandmann ist da“, „Zeigt her eure Füße“, die alten Tanzlieder, die den Kindern so viele Freude machen. Geschickt geht der Herausgeber von diesen Spielen zu den einfachen und schwereren Volkstänzen über, so daß es nicht nur für alle Altersgruppen in Frage kommt, sondern eine Gruppe langsam in den wirklichen Volkstanz hineinwachsen läßt. Im Anfang findet sich eine Zusammenstellung der häufigsten Tanzformen und -schritte mit genauer Beschreibung. Zu den sehr ausführlich und anschaulich geschriebenen Tanzregeln findet ihr die einstimmige Melodie, die ebenfalls klar nach den Regeln gegliedert ist. Ich meine, man sollte in einem Volkstanzkreis erst einmal diese Tänze lernen lassen. Viele kennt ihr wohl auch schon (den Windmüller, den Bekedorfer, den holländischen Kirmestanz). Später könnt ihr dann zum „Kneveler“ greifen, dessen Tanzmelodien für Klavier gesetzt sind und der ebenfalls die gebräuchlichsten Schrittmuster und Fassungen enthält. Erst wenn der Volkstanzkreis länger zusammenarbeitet, würde ich zum „Hans bleib da“ greifen.

Larissa B.



Zuletzt auf dem Traktor

„Der Mensch kann sich selbst vor seinen Pflug spannen — wie es in Asien noch heute geschieht —, er kann einen Ochsen einspannen oder auf einem Traktor sitzen — drei Stufen der menschlichen Entwicklungen, die drei Stufen der Produktivität der Arbeit entsprechen. Nicht nur wird in

jeder Stufe in der gleichen Zeit mehr an Arbeit geleistet als in der vorhergehenden — diese Mehrleistung geht auch mit einer Entlastung der menschlichen Arbeitskraft Hand in Hand: zuerst zieht der Mensch den Pflug, dann geht er neben dem Ochsen, und zuletzt sitzt er auf dem Traktor.

Wenn die Produktivität an der Arbeitsmenge gemessen werden kann, die ein Arbeiter in einer bestimmten Zeit leistet, so liegt es auf der Hand, daß der Stand der Technik für die Produktivität maßgebend sein wird. Daneben gibt es aber noch eine Reihe anderer Faktoren: technische Organisation, die Tüchtigkeit der Betriebsführung, Beförderung des Arbeitsstückes, Zuleitung der Rohstoffe und Bestandteile, die Leistungsbeiträge der einzelnen Betriebsabteilungen und schließlich die Geschicklichkeit und Kraftanstrengung des Arbeiters. Es sei noch einmal nachdrücklich darauf hingewiesen, daß Produktivität ein Maß für die Tüchtigkeit in der Auswertung der Arbeit (»vernünftig machen«) ist und nicht für die Anstrengungen des arbeitenden Menschen selbst.

Hohe Produktivität bedeutet allgemein eine Bereicherung der Menschheit. Der ärmste Mann, der in seiner Wohnung einen Schalter anknipst, verfügt über eine größere Lichtquelle als ein wohlhabender Mann des Mittelalters. Das wird jeder Mensch als wahr erkennen. Auf der stetig zunehmenden Produktivität der menschlichen Arbeit beruht der Fortschritt der menschlichen Entwicklung und ein stetig zunehmender Lebensstandard aller Menschen.“

RICHTER PAUL

„Lieber Paul! Beim Gruppenabend am 6. 10. 1951 halten wir wieder eine Arbeitsgerichtsverhandlung ab. Wir haben Dir die Rolle des Richters zugedacht. Der jugendliche Arbeitnehmer X erhebt Klage gegen seinen Arbeitgeber Y, weil er den ihm zustehenden Jahresurlaub nicht erhalten hat. Eine Urlaubsliste wurde von Y nicht aufgestellt. Als X seinen Urlaub nehmen wollte, erklärte Y den Urlaub für verfallen, da das Urlaubsjahr um sei.“

Im Monatsprogramm einer Frankfurter IG-Gruppe wird mindestens einmal Arbeitsgerichtsverhandlung, Betriebsratssitzung, Stellenplanberatung und dergleichen „gespielt“. Akteure sind die Mitglieder der Gruppe.

„Ich bin der Meinung, daß wir nicht nur Jugendpflege betreiben sollen“, erklärte uns der Jugendleiter. „Auf der anderen Seite ist es aber schwer, junge Menschen mit Problemen vertraut zu machen, indem man nur trockene Vorträge hält. So haben wir uns in der Jugendarbeit für den pädagogischen Gedanken im Spiel entschieden. Unsere Arbeitsgerichtsverhandlungen halten wir naturgetreu ab. Wir legen bereits ergangene Urteile zugrunde, wählen willkürlich Mitglieder der Gruppe als Spieler aus und übermitteln ihnen den Tatbestand zugleich mit der Mitteilung, welche Rolle sie übernehmen sollen, z. B. als Richter, Kläger, Beklagter oder als Zeuge. Die Zustellung des Tatbestandes erfolgt etwa eine Woche vor der Durchführung des Spiels.

Keiner der Beteiligten weiß, wer der andere ist und welche Rolle dieser hat. Jeder ist bis zu dem Gruppenabend, an dem die Verhandlung stattfindet, sich selbst überlassen, d. h. er muß versuchen, den rechtlichen Standpunkt herauszufinden. Die übrigen Angehörigen der Gruppe sind als Publikum anwesend und kritisieren den Ablauf der Verhandlung. Alle sind mit Ernst bei der Sache, da sie vielleicht schon beim nächsten Mal selbst eine Rolle zu spielen haben.“

Bisher wurde in keinem Spiel ein Fehlurteil gefällt. Das Urteil, das Paul aussprach, lautete: „...aus diesem Grunde wird entschieden, daß der Urlaubsanspruch nicht davon abhängig ist, daß der jugendliche Arbeitnehmer den Urlaub fordert. Der Arbeitgeber ist verpflichtet, einen Urlaubsplan aufzustellen. Folgt er dieser Verpflichtung nicht, macht er sich schadenersatzpflichtig. Für die Urteilsfindung ist der § 21 des Jugendschutzgesetzes sowie der § 2 des Hessischen Urlaubsgesetzes maßgebend berücksichtigt worden.“

Die Jungen und Mädchen werden so mit der an sich trockenen Materie der Verwaltungsarbeit und der Rechtsprechung auf eine glückliche Art vertraut gemacht. Vor allem verlieren sie durch ihr Mitspielen die Scheu vor den Paragraphen, von der die meisten Menschen befallen sind. Dieser Weg in der Ausgestaltung von Gruppenabenden erscheint uns recht begrüßenswert.

Walter Klopschinski

Staatsformen ²

DIE MONARCHIE

In der letzten Ausgabe haben wir die Entwicklung der Regierungsformen in der Staatsform „Monarchie“ betrachtet. Es war uns klar geworden, wie sich der Kreis der aktiv Mitwirkenden allmählich verkleinerte. In der ständischen Monarchie wird der Monarch nur noch von einigen Privilegierten getragen. Diese, kurz als Stände bezeichnet, waren die Besitzer von Grund und Boden, die damals den wirklichen Reichtum und die Macht ausmachten.

Durch die Umwälzungen auf fast allen Gebieten, Entdeckung Amerikas, Buchdruckkunst, Schießpulver usw., kommt ein neuer Stand hoch. Kaufleute und Handwerker gründen Hanse und Zünfte. Hierdurch erstarken die günstig gelegenen Städte. Es entwickelt sich ein betontes Selbstbewußtsein. Man lehnt sich gegen die Herrschaft der Stände, der Fürsten auf und ist gar in der Lage, nunmehr mit den Fürsten in Konkurrenz zu treten. Städte stellen eigene Söldnertruppen auf und bekämpfen die bisherigen Machthaber.

Der Monarch, der bisher von den Ständen abhängig war, kann jetzt selbst Söldnerheere unterhalten. Aus all diesen Gründen gelingt es ihm im Laufe der Zeit, indem er geschickt die Gegensätze ausnutzt, sich zum Alleinherrscher aufzuschwingen. So entwickelte sich allmählich, auch von der Wissenschaft und dem Klerikalismus unterstützt, der Absolutismus.

Wenn der Monarch hier auch nicht, wie fälschlicherweise oft angenommen, unumschränkte Macht besitzt, so vereinigt sich in seiner Hand doch eine große Machtfülle, die nur noch von der größeren eines Diktators (wie Hitler, Stalin) übertroffen wurde oder wird.

Der absolute Monarch zog nun mit der Zeit die hierdurch aufgabenlos gewordenen Stände als Bedienstete und Repräsentanten seiner Macht an den Hof. Wir kennen alle die verschwenderische und fast nur auf Schranken und Günstlingswirtschaft aufgebaute Hofhaltung der absolutistischen Könige Frankreichs, die von den anderen nachgeahmt wurde.

Das langsam erstarkende Bürgertum tritt, da gewaltige Steuerlasten auf ihm liegen, in Opposition. Es wird wesentlich von der mittlerweile im geistesgeschichtlichen Raum eingesetzten und fortschreitenden Entwicklung des Rationalismus, der Aufklärung, unterstützt. Vor allem sind hier Namen wie Rousseau und Montesquieu zu nennen. Die spätere Entwicklung wird wesentlich von seiner Gewaltenteilungslehre beeinflusst. Das werden wir später noch genauer untersuchen.

Erstarkendes Bürgertum und eine Wiederbesinnung der Stände führten zur konstitutionellen Monarchie. Sie stützt sich in ihrer Struktur schon wesentlich auf die vorhin erwähnte Dreiteilung der Gewalten: nämlich legislative Gesetzgebung, exekutive Regierung oder ausübende Gewalt und die Rechtsprechung. Von hier ist es kein weiter Weg mehr bis zur parlamentarischen Monarchie, wie wir sie heute in England haben. Doch darüber in der nächsten Ausgabe mehr. K. W.

Das javanische

NEUJAHR

Wer auf Java wohnte und Kontakt mit der Bevölkerung hatte, konnte, wenn er wollte oder geschäftlich dazu verpflichtet war, viermal Neujahr feiern: das christliche, das jüdische, das arabische und das javanische Neujahr. Wobei das arabische mit dem javanischen allerdings fast auf den Tag zusammenfiel. Wie denn überhaupt die altjavanische Zeitrechnung, welche 78 nach Christi beginnt, im Jahre 1633 mit dem mohammedanischen — allerdings unter Beibehaltung der Jahreszahlen (1555) endgültig verschmolzen wurde. Die mohammedanische Zeitrechnung datiert bekanntlich zurück bis 622, dem Jahr der Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina (der „Hedschra“). Nach ihr, aber erst seit 637, also nicht seit 622, rechnet der mohammedanische Kalender. Dem neuen Jahre, das am 2. bzw. 3. August beginnt, indessen erst am ersten Tage des zehnten Monats gefeiert wird, geht die „Fastenzeit“ (javanisch Poeasa) voraus, der sich die ohnehin laxen Javanen allerdings nicht überall gerade streng zu unterwerfen pflegen. Krankheit, Alter, Schwangerschaft usw. entheben sie der Verpflichtung zu fasten. Und nachts dürfen sie essen, soviel sie wollen. Da große Teile der Bevölkerung trotz ihrer Bekehrung zum Islam noch immer im animistischen Glauben verharren, werden die Vorschriften des Korans auch in dieser Beziehung nicht allzu genau genommen. Und doch steht der „javanische Neujahrstag“, wenn wir ihn so nennen dürfen, im Zeichen eines Gottesdienstes, dessen auffallend „versöhnende“ Züge stark ins Auge springen. Nichts vom „Feuer- und Schwert“-Dogma des Ur-Islams. Ist der feierliche Frühgottesdienst in der Moschee beendet, dann strömt alles zunächst einmal zu den Nachbarn. An der Spitze die Jugend. Zuallererst geht es zu denen, „denen Ehre gebührt“, zu den Alten. Die Kinder knien nieder. Bitten



Eine Gruppe der in Amerika weilenden jungen DGB-Kollegen besuchte die Jahreskonferenz der CIO von Wisconsin in Milwaukee am 29. September 1951. Die Aufnahme zeigt sie im Gespräch mit Delegierten. Von l. n. r. stehend: ein CIO-Delegierter, Arnold Martin (Berlin), Erich Hauser (Württemberg-Baden), Frieder Krettner (Bayern), Paul Hermann (Württemberg-Baden), Friedrich Ruß (Bayern), Karl Remold (Bayern), Heinz Zuppke (Berlin), Peter Riemer (Bayern), Erwin Kristoffersen (Nordmark). Sitzend: ein CIO-Delegierter, Margot Bahr (Bayern), Rudolf Mader (Bayern), Bob Treuer, Herausgeber der Wisconsin-CIO-News, Günter Langebeck (Bayern), ein CIO-Delegierter.

Erich schreibt aus

MADISON

Erich Hauser aus Karlsruhe fuhr Ende September zusammen mit 24 anderen jungen Gewerkschaftern für neun Monate nach Amerika. Er gehört zu einer Gruppe von 50 Labor-Relations-Trainees, die sich aus 25 Gewerkschaftern und 25 Unternehmervertretern zusammensetzt. Nach einem kurzen Aufenthalt in Newyork reisten 25 Teilnehmer nach Ithaka im Staate Newyork, wo sie die Universität Cornell besuchen werden.

„Wir anderen“, schreibt Erich, „reisten im bequemen Pullmanzug über Chicago nach Madison, der Hauptstadt des Staates Wisconsin, wo wir während unseres Aufenthaltes Studenten der dortigen Universität sind.“

Madison ist eine Stadt von etwa 100 000 Einwohnern. Sie ist umgeben von Seen und Wäldern, die beliebte Ausflugsziele sind. Mehr als 10 v. H. der Bevölkerung sind Studenten. Sie stammen meist aus Wisconsin. Darüber hinaus findet man Vertreter aus allen Teilen der Welt.

Die Universität bildet einen Stadtteil für sich, mit eigenen Kinos, Restaurants, Krankenhäusern, Rundfunkstation und eigener Polizei. Etwa ein Drittel der Studenten lebt in Wohnheimen auf dem Universitätsgelände in gemütlichen Zweierräumen. Jeder von uns lebt mit einem amerikanischen Studenten zusammen, mit denen bald Freundschaft geschlossen war.

Man hat für uns einen Spezialkurs eingerichtet, um uns in der verhältnismäßig kurzen Zeit ein möglichst umfassendes Bild des „american way of life“ (amerikanische Lebensart) zu vermitteln. Die besten Professoren der Universität unterrichten uns in Ge-

schichte und Arbeitsmethoden der amerikanischen Arbeiterbewegung, amerikanischer Demokratie und Regierung. In nachmittäglichen Seminaren hören wir Spezialisten, die aus ihrer Praxis berichten: Gewerkschaftsfunktionäre, Manager, Journalisten, Lehrer, Juristen, Politiker. Außerdem besuchen wir zusammen mit amerikanischen Studenten Vorlesungen und Diskussionen über Probleme und die Arbeitsweise der amerikanischen Demokratie. An zwei Wochentagen werden jeweils Fabriken, Schulen, öffentliche Ämter und dergleichen besucht. Diese Besichtigungen sind eine notwendige Ergänzung des Programms, da sie uns Gelegenheit geben, mit den amerikanischen Kollegen in Kontakt zu kommen und ihre Arbeitsbedingungen kennenzulernen. Es zeigt sich ein auffallender Unterschied zwischen teil- und vollorganisierten Betrieben.

Unsere Abende sind ausgefüllt mit kulturellen Veranstaltungen, Vorträgen, Besuchen von Gewerkschafts- und Unternehmerversammlungen. Hier und da erhalten wir für das Wochenende oder die Ferien Einladungen zu amerikanischen Familien. So lernen wir andere Teile des Landes kennen und erhalten einen Einblick in das amerikanische Familienleben. Sehr bald wurde auch dem letzten von uns klar, daß wir hier mehr oder weniger inoffizielle Gesandte Europas und Deutschlands sind. Neben dem Studium der amerikanischen Verhältnisse sehen wir 25 Gewerkschafter unsere Hauptaufgabe darin, bei unseren amerikanischen Freunden Verständnis für die Probleme des deutschen Arbeitnehmers und seine Lebensweise zu wecken.

AUS UNSEREN GRUPPEN

VERMISCHTE NACHRICHTEN

Hessens Jugendleiter tagten. Die Weinstadt Rudesheim war der Ort der Zusammenkunft. Nicht, um Wein zu trinken, sondern um wichtige Probleme der Jugendarbeit zu behandeln. Die Teilnehmer waren nicht schlecht erstaunt, daß es sich Willi Ginhold nicht nehmen ließ, selbst den Überblick über die augenblickliche Lage zu geben. — Die Gewerkschaftsjugend des Kreis Ausschusses Marktredwitz, vertreten durch 10 Jugendgruppen aus den Nebenstellen, fuhr mit 150 Kollegen ins Fichtelgebirge. — 30 Betriebsjugendsprecher der Industriegewerkschaft Chemie, Papier, Keramik aus Hessen trafen sich zu einer achtägigen Arbeitstagung in Darmstadt-Eberstadt. „Allerdings wurden keine Wissensspillen verabreicht, sondern die eigene Arbeit erst kann nach den Anregungen den Jugendsprecher fit machen.“ — Erste Jugendkonferenz der IG Bergbau, Geschäftsstelle München. In der festlich geschmückten Bräuwaisthale Peißenberg konnte Geschäftsstellen-Jugendausschußleiter Kurt Großmann die Delegierten und Ehrengäste begrüßen. Als Motto stellte sich die Konferenz den Ausspruch Hans

IM WESTEN NICHTS NEUES

Sie bilden sich viel ein,

ziemlich viel sogar, gewisse Jugendorganisationen von ganz links und ganz rechts. „Meine ganz unmaßgebliche Meinung“, das gibt es bei ihnen nicht. Sie haben immer gleich zigtausend Leute hinter sich, in deren Namen sie Gott weiß was alles verlangen. Was andere Leute in einem bescheidenen, persönlichen Wunsch auszudrücken versuchen, das heißt bei ihnen immer: „Die gesamte deutsche Jugend iordert...!“ Vom BDJ („Bund Deutscher Jugend“) haben wir bis jetzt nichts als den Namen und die Propaganda kennengelernt. Ein Mitglied ist uns noch nie über den Weg gelaufen. Und wir kommen doch hin und wieder einmal mit ein paar jungen Menschen zusammen. In München behängte der BDJ die Littaßsäulen mit mannsgroßen Plakaten. Der Festsaal des bayrischen Wirtschaftsministeriums bereitete sich auf die Ströme der „gesamten deutschen Jugend“ vor. Sinn des Abends sollte eine „Herausforderung an die Grotesk-Regierung“ sein. Der Mißerfolg war hinreißend. Der Festsaal des Wirtschaftsministeriums gähnte genau so gelangweilt wie die knappen vierzig (!) Leutchen, die in ganz München für den großspurigen Namen „Bund Deutscher Jugend“ aufzutreiben gewesen waren.

Demgegenüber konnten aber in dem kleineren Bamberg ein paar Wochen vorher Berliner Jugendleiter auf Einladung des Bamberger Kreisjugendringes vor etwa tausend (!) Anwesenden über die kommunistischen Weltjugendfestspiele sprechen. Die tausend Anwesenden (wir können es nicht unterlassen, noch einmal auf den gewaltigen Zahlenunterschied hinzuweisen) nahmen auf Antrag des Vertreters des Bundes Europäischer Jugend im Kreisjugendring eine Resolution an: „Am 3. Oktober 1951 hat ein Gericht der Sowjetzone achtzehn Oberschüler und Oberschülerinnen aus Werdau wegen ihres mutigen Einsatzes für Wahrheit, Recht und Freiheit zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt. Wir fühlen uns mit unseren Brüdern und Schwestern aufs engste verbunden und protestieren gegen die Vergewaltigung des Rechts durch die Machthaber der Sowjetzone, wie sie im Urteil gegen diese jungen Menschen abermals zum Ausdruck kommt.“

Das war, wie gesagt, vor tausend. Und ohne mannsgroße Plakate. Womit gewissen Jugendorganisationen ihre Zuständigkeit, für die „gesamte deutsche Jugend“ zu sprechen, bescheinigt sein dürfte.



Am Steuer eingeschlafen

ist schon mancher Autofahrer. Wenn ein Fahrer am Steuer seines Wagens einschläft, gibt es einen Prozeß. Wenn Politiker am Steuer ihrer Verantwortung einschlafen, dann geschieht nichts. Das ist ja das Traurige, daß nichts dagegen geschieht, daß gar nichts geschieht. Der Europarat hat sich für seine (Ver-) Fahrerei schon seit ein paar Monaten ziemlich bequeme Straßen ausgesucht. Und man fährt trotzdem sehr langsam. Man achtet peinlich scharf darauf, daß man sich nicht zu schnell dem Ziel nähert. Vielleicht fürchtet man, daß eine höhere Geschwindigkeit einigen älteren und schlecht beweglichen Herrschaften auf die Nerven ginge und sie vielleicht das Bedürfnis fühlten, aussteigen zu müssen. Jeder demokratische Staatsbürger hat die Pflicht, Unheil zu verhindern. Wenn er einen weckt, der am Steuer eingeschlafen ist, dann bekommt er zwar nichts dafür, aber die Polizei sagt vielleicht wenigstens „Danke schön!“

Als eine Reihe von jungen europäischen Studenten in Straßburg für eine Beschleunigung der Arbeiten für das geeinte Europa

demonstrierte, da wurde sie von der Polizei am Kragen gepackt.

In einem Pressebericht heißt es: „Die Delegierten schauten überrascht nach oben, als sich von der Galerie die Europafahne entrollte...“ Wir können uns sehr gut vorstellen, wie überrascht die Delegierten nach oben geschaut haben. Sie werden ein ebensolches Gesicht gemacht haben, wie man es von Autofahrern gewohnt ist, die am Steuer eingeschlafen sind und nun ein wenig wachgeschüttelt werden.

Aber die Sache ist ernster, als sie scheinen mag. Vor allem ernster als vor fünf Monaten. Und damals schon hat Alexandre Marc auf der Lorelei unter großem Beifall ausgerufen: „Die Jugend glaubt nicht an halbe Maßnahmen, an Beschwichtigung und Übertünchung. Sie glaubt nicht mehr an Reden, Versprechungen, diplomatische Winkelzüge und beratende Versammlungen. Sie ist überdrüssig, länger zu warten. Was not tut, ist Handeln. Noch ist es Zeit. Aber höchste Zeit!“

Was wir noch einmal ins Gedächtnis gerufen haben wollten.



sie demütig um Verzeihung, wo immer man sie vergessen, übersehen, gekränkt haben sollte. Kleine Geschenke legt man zu ihren Füßen nieder und vergißt darüber auch die Toten des Jahres nicht, die draußen auf dem stillen Friedhof unter den Kambodscha-bäumen ruhen. Es ist eine alte, wohl noch aus der Hinduzeit stammende Sitte, den Abgeschiedenen an diesem Tage Speisen zu bringen, die auf Java die Stelle unserer Kränze und Blumen vertreten sollen. So ist der erste Tag des neuen Jahres ein Totengedenk- und ein Freudentag zugleich. Das sich an den Gottesdienst, die Gratulationscour und den Friedhofsbesuch anschließende große Volksfest — eine Abendveranstaltung orientalischer Prägung — artet indessen nie in eine Orgie aus. Man konnte sich als Fremder auf dem Festplatz bis tief in die Nacht hinein bewegen, ohne Gefahr zu laufen, angepöbelt zu werden. Ein Javaner, der nicht dem Fremden, dem Gast, die schuldige Ehre erweist, entehrt sich selbst! Waren die Darbietungen, abgesehen von Wayang-Vorstellungen (Schattenspiele) und gelegentlichen Tanzvorführungen — gemessen an europäischen Veranstaltungen solcher Art — auch reichlich primitiv und unter dem Einfluß mißverständlicher, mehr westlicher Kunst-richtungen häufig „verkitscht“, so entschädigten Haltung und tadelloser Benehmen der lebensfrohen Festteilnehmer den interessierten Fremden in reichlichem Maße. Als ich mit meinen Leuten das letztmal — der Krieg in Europa war gerade ausgebrochen — das javanische Neujahr feierte, brachten mir diese, obgleich eine Mißernte drohte und das Gouvernement bereits Notverordnungen erlassen hatte, fröhlichen Herzens das Letzte. Hühner, Früchte, Eier, Blumen. Ja, mein Nachbar, der alte, längst pensionierte lahme „Oppas“ (Dorfpolizist) kam angehumpelt, um mir, seinem deutschen Freunde, freudestrahlend sein „bestes Stück“, einen silberbeschlagenen Krückstock mit handgeschnitztem Griff — höchst eigenhändig überreichen zu dürfen. Ich aber mußte das alles gutheißen, wußte ich gleich, wie es um sie, um uns alle stand. Nie durfte ich diese lieben Menschen kränken. Damals verlebte ich meine letzten ungetrübten „heiteren Tage unter braunen Menschen“.

Böcklers: „Verhaßt sei euch die Phrase, liebet das Werk!“ — Zum erstmaligen kamen Mitglieder der Gruppe der Gewerkschaftsjugend aus den Orten Aurich, Borkum, Emden, Norden, Papenburg, Wiesmoor und Wilhelmshaven in Leer zusammen. — In Rendsburg fand die diesjährige Bezirksjugendkonferenz der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr in Anwesenheit von Vertretern des Hauptvorstandes der ÖTV, des DGB und des Landesjugendringes Schleswig-Holstein statt. — Die Gewerkschaftsjugendgruppe der IG Chemie, Papier, Keramik, Glückstadt, nahm an einem bunten Abend der Hamburger Gewerkschaftsjugend teil. Mit kleinen Aufführungen, Tanz, Spiel und Humor wurde eine herzliche Kameradschaft geschlossen. — Im Jugendheim Herford trafen sich dreißig Jugendfunktionäre aus Bielefeld, Gütersloh, Lübbecke, Detmold, Herford und Bünde zu einem ersten Jugendleiter-Lehrgang. — Die Jugendgruppe H.B.V. der Bank für Gemeinwirtschaft, München, veranstaltete an ihrem Gruppenabend einen Quizabend. „Spannung lag in der Luft, als Ossi den Abend mit launigen Worten eröffnete und jede Verantwortung für die Fragen, die allerhand geistige Fallgruben enthielten, auf das Richterkollegium abwälzte. Nun begann ein heißes Ringen um die Punkte.“



Kinder, Kaffee und Kintop

Es war einmal . . . Aachen liegt nicht mehr im wilden Westen

Wir fahren von Aachen nach Brüssel. Wir fahren zum erstenmal über die Grenze. Natürlich wollten alle die Grenze sehen. Die sollte nämlich direkt hinter Aachen sein. Also standen wir am Fenster und paßten gut auf. Wir standen noch immer, als der Zug in der belgischen Stadt Herbesthal einlief, 15 Kilometer tief in Belgien. Aber Wiesen, Kühe, Bäume, Bäche, Wolken und Mädchen sahen noch immer nicht anders aus. Nur die Bahnbeamten hatten andere Mützen, und die Stationsschilder waren blau-weiß. Das war der Unterschied.

„Wat et nit all gitt“, sagten die Turnschuhleute

Am 8. November 1951 war halb Aachen auf den Beinen: Welturaufführung des Films „Sündige Grenze“. Ein großer Teil des Premierenpublikums war jung, trug stolz Turnschuhe und gab während der Vorstellung halblaut sachliche Kommentare. „Mäßig“, sagte Pit zu Jupp, denn er war kompetent. Mit den Jungen der Pontstraße ging er einige hundertmal über die Grenze, nachts beim Regen, mit Turnschuhen und allen Kniffen aus Karl May. Es war immer was los gewesen, und man verdiente auch ein paar Mark dabei. Sehr interessant fand er das nicht, was auf der Leinwand abrollte. Aber es war schon eine Mark wert, den Karl vom Hansemann durch den Tunnel hinter Aachen-West wetzen zu sehen. Er kannte den Karl und kannte den Tunnel

und sagte: „So hat das mal ausgesehen.“ Aber das war lange her. Immerhin: Die Sache war echt.

Echt sind auch die zerstörten Bunker und die Stacheldrahtreste im Vorspann. Echt sind auch die Jungen und Mädchen, die nicht nur schmuggeln, wenn sie nachts beisammen im Graben liegen und warten. „Mer han nit nur geschmuggelt“, flüstert Pit und denkt schmunzelnd an die Lili vom Kleinmarschier-Tor, die immer mit ihm rüberging. Nachher ist sie dann mit einer anderen Gruppe gegangen. Dabei ist sie dann abgerutscht, langsam, aber sicher.

Derweil rutscht auch das Filmniveau ab, langsam, aber sicher, wohl der Kinokassen wegen, denn Wildwest nach Hollywood-rezept zieht immer, auch wenn Wildwest in Aachen liegt. Ein ganzer Kirchenschatz muß

Die Grenze ist kein Wildwest mehr. Die Zeit der Rabbatz-Kolonnen ist vorbei. Ein Päckchen fliegt über einen Zaun, von Belgien nach Deutschland. Grenzland-Schmuggel!

dran glauben, und Pit schüttelt den Kopf, denn was hat der Kirchenschatz mit dem Schmuggel zu tun? Auch das Happy-End ist da: Studienreisender Akademiker Dieter Borsche rettet junge Sumpfbüchse Inge Egger mit beispielhaftem Edelmut und einer Mischung zwischen Heilsarmist und Europa-Union-Kämpfer. „Wat et nit all gitt“, sagten die Turnschuhleute und amüsierten sich köstlich. Nur schade: All das ist sehr lange her.

Man pflegt verwandtschaftliche Beziehungen

Heute sieht die Sache so aus: Da ist der Acker vom Bauer Ortmanns, und dann kommt die Vennhecke, und dahinter ist der Garten vom Bauer Hoetten. Die Frau vom Hoetten ist dem Ortmanns seine Schwester. Also pflegt man die verwandtschaftlichen Beziehungen. Besonders Jakob besucht mindestens viermal seine Kusine Milleken, und nachts mitunter noch öfter. Die zwei haben aber nichts miteinander. Das sieht nur so aus. Die beiden sind sich völlig gleichgültig. Sie stehen an der Vennhecke und sprechen vom Wetter. Dann greift

Milleken unter die Schürze und drückt dem Jakob ein Paket in die Hand, ein kleines Paket nur. Das verschwindet in Jakobs Hosentasche. Jakob Ortmanns sagt noch, wann er wiederkommt, und geht nach Hause. Wenn er zu Hause ist, dann hat er zwei bis vier Mark verdient, je nachdem. Denn in dem Paket ist Kaffee, und zwischen Hof Ortmanns und Hof Hoetten liegt die deutsch-belgische Grenze.

Noch niemand hat den Strich gesehen, aber er bringt bares Geld

Sag dem Jakob mal, das so was Schmuggel ist. Der lacht: „Was heißt hier Schmuggel?“



Der tägliche Spaziergang von Vaters Acker in des Nachbars Garten, von Deutschland nach Belgien, über eine sinnlos gewordene Grenze. Dem Jungen bringt er bares Geld.

Das Milleken holt den Kaffee drüben in der Handlung und bezahlt ihn auf Heller und Pfennig. Ich bezahle ihn auch. Der ist also ehrlich erworben. Daß der Staat noch ein paar Mark haben will, wenn ich ihn von Onkel Josef seinem Garten in unser Haus trage, das geht mich nichts an.“

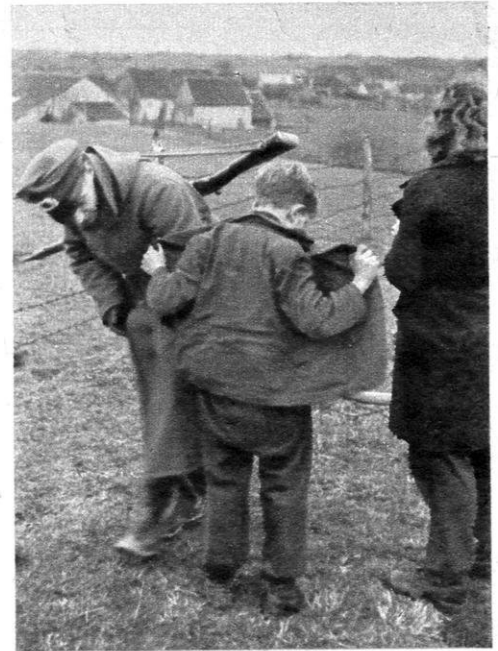
Viele Gärten und Äcker grenzen aneinander. Und wenn es nicht die Äcker von Verwandten sind, dann sind es die Äcker von Bekannten. Man hält auf gutnachbarliche Beziehungen und feiert wie überall Hochzeit, Kirmes und Kindtaufe miteinander, wie überall. Man besucht sich öfter, ein bißchen mehr als überall. Denn man bringt immer ein kleines Paketchen mit. Ein kleines Paketchen, das einem drei bis vier Mark einbringt, je nach Qualität. Was stört es, daß irgend jemand Anno Tobak einen Strich zwischen dem Acker vom Vater und dem Garten von Onkel Josef gezogen hat. Niemand weiß, ob es ein roter, grüner oder schwarzer war. Noch niemand hat den Strich gesehen. Er ärgert auch niemand. Im Gegenteil: Er bringt bares Geld. Voriges Jahr konnte Bauer Ortmanns die elektrische Waschküche bauen lassen, dieses Jahr konnte er endlich den Opel-Olympia kaufen, nächstes Jahr... Die Bauern an der Grenze sind reich.

Die Turnschuhe auf der Himmelsleiter werden seltener

Von Aachen nach Monschau geht die Himmelsleiter. Eigentlich heißt sie Bundesstraße 258. Aber das weiß niemand. Jeder kennt nur die Himmelsleiter. Rechter Hand ist immer die Grenze, wenn man von Aachen kommt. Und zwischen Roetgen, Lammersdorf und Simmerath ist auf beiden Seiten Grenze. Da geht die Straße mitten durch belgisches Gebiet.

Auf der Himmelsleiter zogen immer viel Jugendgruppen mit Turnschuhen. Die einen randalierten, die anderen sangen „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“, je nach Mentalität. Beide verschwanden über kurz oder lang nach rechts, kamen nach Stunden zurück, hatten Rucksäcke und Taschen bei sich und waren sehr leise. Aber das war vor zwei bis drei Jahren. Mittlerweile ist es ruhig geworden auf der Himmelsleiter. Die großen Kollegen haben andere Methoden. Die kleinen sieht man nur noch gelegentlich einzeln oder in kleinen Gruppen. Wenn man mehr sehen will, muß man ins Kino gehen.

Auf der Himmelsleiter ist es ruhig geworden. Jeder dort weiß das. Nur der Filmautor weiß es noch nicht. „Warum nimmt sich niemand der Kinder an und versucht, ihr Vertrauen zu gewinnen?“ heißt es in „Sündige Grenze“ einmal. „Uns ist es gelungen, Ordnung zu schaffen“, erklärt der Leiter des Aachener Jugendamtes. „In unserem Bezirk gibt es kaum noch Jugendschmuggel. Und wenn welche geschnappt werden, sind sie meistens von auswärts. Das Abenteuer an der Grenze lockt.“ Dieses Ergebnis ist einer jahrelangen intensiven Arbeit zu verdanken. Man hat sich von seiten der Jugendämter dieser Kinder angenommen, die Tag für Tag ihren Kaffee schleppten. Es ging nicht um den einen oder die zwei Zentner, die sie wöchentlich schafften. In der gleichen Zeit gehen je Panzer-Lastzug tausende Zentner rüber. Nein, es ging um die Jungen und Mädchen.



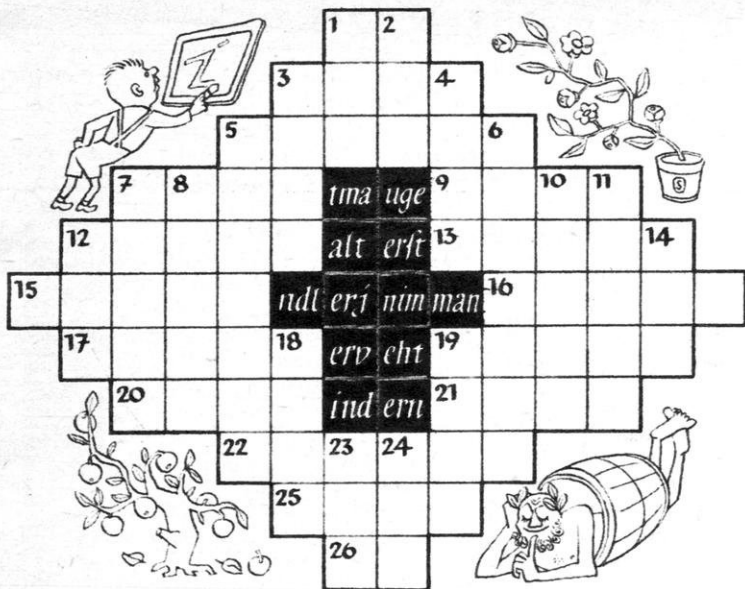
Wer allzuoft in des Nachbars Garten spaziert, der fällt auf. Die Männer vom Zoll interessieren sich für die gutnachbarlichen Beziehungen und für das, was man mitbringt.

Wer so oft über die Grenze geht, verdient ein schönes Stück Geld. Wer so viel Geld verdient hat, geht niemals mehr für die Hälfte oder noch weniger die ganze Woche schwer arbeiten. Und wie gesagt: Wenn Jungen und Mädchen nachts über die Grenze gingen, wurde nicht nur geschmuggelt. Zu tun bleibt indes noch viel: Junge Arbeitslose und Flüchtlinge schmuggeln weiter. Sie haben keine eigenen Gruppen mehr. Sie arbeiten als Helfershelfer der großen Kolonnen, die ihre Anweisungen aus komfortablen Büros in Duisburg, Brüssel oder Paris beziehen.

Und es bleibt vor allem die Grenze aus Anno Tobak, die heute unsinnig geworden ist. Wie lange noch? hst. Fotos: H. Koch

Noch sitzen sie brav zusammen. Aber gleich geht der Zöllner weg. Mit ein paar Schritten sind sie in Belgien, ganz ohne die Wildwest-Romantik der „Sündigen-Film-Grenze.“





Kreuzwort-Mosaikrätsel

Waagerecht: 1. Fluß in Italien, 3. Dänischer Komponist, 5. Zirkusraum, 7. Stadt in Holstein, 9. Trinkgefäß, 12. Frauenname, 13. Volksvertretung, 15. Land in Asien, 16. Spitzbube, 17. Gewicht, 19. Haustier, 20. Körperteil, 21. Staat in Indochina, 22. Einsiedler, 25. Stadt in Afrika, 26. Chinesisches Wegemaß.

Senkrecht: 1. Waldgott, 2. Gedicht, 3. Festtracht, 4. Engl.: Eier, 5. Frauenname, 6. Säugtier, 7. Rumänischer Männername, 8. Frauenname, 10. Frauenname, 11. Alter Name Jerusalems, 12. Unrat, 14. Einfahrt, 18. Fluß in Spanien, 19. Biblischer Name, 23. Gnom, 24. Monat.

Die Mosaikkästchen sind derart umzustellen, daß sich bei richtiger Lösung in den waagerechten Reihen ein Denkspruch ergibt.

Vorsetzkästchen

Retter — Schatz — Eller — Rost — Eger — Stern — Lage

Jedem der vorstehenden Wörter ist ein Buchstabe voranzusetzen, so daß man Wörter anderer Bedeutung erhält. Die neuen Buchstaben nennen, aneinandergereiht, eine Stadt im rheinisch-westfälischen Industriegebiet.

1	2	3	4	5	6	7
8	2	7	7	9	5	10
1	11	9	3	6	10	12
13	14	6	12	5	6	15
17	3	6	4	15	9	5
8	11	6	10	11	16	15
13	14	6	15	16	18	19

12	11	9	13	14	9	3
3	9	12	9	5	1	11
16	16	9	10	16	18	19
6	4	15	11	16	15	12
9	5	15	9	7	8	9
3	12	9	5	12	9	7
2	7	5	6	15	11	9

Doppelquadrat

An Stelle der Zahlen setze man in die Felder des linken Quadrates Buchstaben, daß die waagerechten Reihen Wörter folgender Bedeutung ergeben:

1. Erz, 2. Deutscher Gebietsteil, 3. Deutscher Dichter, 4. Geometrische Figur, 5. Holzmaß, 6. Klavierspieler, 7. Gerede (mundartlich).

Die Buchstaben des linken Quadrates werden nun in die entsprechenden Felder des rechten Quadrates übertragen, daß die Buchstaben, von links nach rechts gelesen, ein Zitat aus der „Geschichte der Zivilisation“ von Thomas Buckle ergeben.

Zwei Züge

Zwei Züge kamen für Eduards Urlaubsreise in Frage, der frühmorgens um 3.42 Uhr oder der andere um 8.18 Uhr. Ein Bekannter hatte ihm diese beiden Abfahrtszeiten auf der Straße gesagt. Nun saß Eduard in der Straßenbahn, und da er Papier und Bleistift nicht zur Hand hatte, wiederholte er sich fortgesetzt: „Drei Uhr zweiundvierzig, acht Uhr achtzehn...“ usw., denn sein Gedächtnis war nicht das beste. Als er zwischenmurch auf seine Uhr blickte und diese stehen geblieben war, kam ihm eine glänzende Idee: Er zog sie nicht auf, sondern stellte sie auf die frühe Abfahrtszeit 3.42 Uhr ein. Dabei kam ihm ein weiterer Gedanke, und befriedigt steckte er die Uhr ein. Durch einen zufällig entdeckten Trick konnte er jetzt auch die andere Uhrzeit ablesen und brauchte sie nicht mehr im Kopf zu behalten. — Welcher kleine Trick ist gemeint?

Auflösung aus Nr. 24

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Erle, 5. Tier, 9. Dear, 10. Raabe, 11. Ob, 12. Paul, 15. Anna, 17. Bi, 18. Meter, 20. Inn, 22. Augen, 24. el, 25. Anode, 27. Ma, 28. Ras, 29. Ede, 31. Reuse, 33. Ninon, 35. Li, 36. de, 37. Linde, 40. Stola, 43. Eis, 44. Ohr, 45. Ur, 47. Echse, 49. le, 50. Autor, 53. Hus, 54. Einer, 57. Gr, 58. Lese, 59. Eris, 60. Se, 61. Igel, 63. Sita, 64. Oase, 65. Adel. Senkrecht: 1. Edom, 2. Rebe, 3. La, 4. Erpel, 5. Traum, 6. ia, 7. Ebbe, 8. rein, 13. Ar, 14. Linse, 15. Anden, 16. Na, 17. Teer, 21. No, 23. Garn, 25. Aas, 26. Edi, 28. Ruine, 30. Endor, 32. Eli, 34. Oel, 37. laut, 38. die, 39. Esche, 40. Sosse, 41. the, 42. Aeden, 46. Rolle, 48. hu, 49. Lissa, 50. Agio, 51. Urga, 52. re, 54. Ei, 55. Este, 56. Real, 62. Es.

BUNTE SPORTPLATTE

Was ist paradox?

Wenn ein junger Mann in Dachau wohnt und in Kiel Fußball spielt! Jeden Samstag besteigt ein gewisser Herr Schädlich auf dem Riemer Flughafen eine viermotorige Maschine und läßt sich nach dem Norden tragen. Tags darauf schnürt er in Hamburg, Bremen, Osnabrück oder in seiner „Heimatstadt“ Kiel die Fußballstiefel und stürmt für Holstein. Auf dem gleichen Höhenwege trifft Herr Schädlich am Montag wieder in Riem ein, fährt nach Dachau und geht an seinen Arbeitsplatz.

Boxer Jopke: Mein Beruf geht vor

In Sportkreisen erregte es Aufsehen, daß der Essener Halbmittelgewichtler Helmuth Jopke es ablehnte, die Trainingsverpflichtungen zur Olympiakernmannschaft der Amateurböxer zu unterschreiben. Die Debatten um Jopke, der zum Stamm der deutschen Nationalstaffel zählt, wurden besonders erregt geführt, weil der Essener am Buß- und Bettag im Kampf mit einem italienischen Boxer frühzeitig aus Protest gegen die Haltung des italienischen Ringrichters aufgegeben hatte.

Einem Pressevertreter gegenüber erklärte Jopke, daß er allein aus beruflichen Gründen die Trainingsverpflichtung für Helsinki nicht unterschrieben habe. Er sei in diesem Jahr an fünfzig Tagen seiner Arbeit ferngeblieben, um an Länderkämpfen, Meisterschaften und Klubkämpfen teilzunehmen. Dafür habe ihm jetzt seine Dienststelle die Quittung präsentiert und ihm zum 1. Januar gekündigt.

Jopke sagte weiter, daß er dem deutschen Amateurverband bereits nach dem Länderkampf gegen Irland in Essen mitgeteilt habe, daß er nur noch in den seltensten Fällen für größere Reisen zur Verfügung stehen könne. Die Fahrt nach Persien, die einen großen Verdienstausschlag für ihn bedeutet habe, sei eine letzte Ausnahme gewesen. Die Olympiaverpflichtung, die regelmäßige Teilnahme an den Vorbereitungslehrgängen bedingt, habe er nicht unterschreiben können, weil für ihn ein regelmäßiges Training nicht möglich sei. „Wenn ich eine neue Stellung bekomme“, sagte der Essener, „muß der Sport zurücktreten.“ Jopke, der Ostpreußenflüchtling ist, arbeitete bisher bei den Engländern in Essen-Hügel als Kraftfahrer. Ursprünglich war er Finanzbeamter in Königsberg. Versuche, ihn in einer ähnlichen Stellung in Essen unterzubringen, waren bisher vergeblich.

Indianer als Sportgenie

Jim Thorpe war einer der wenigen Indianer, die sich bisher im Sport, jener Erfindung der „Blaßgesichter“, auszeichnen konnten. Nachdem Thorpe in Stockholm mit großer Überlegenheit den schwierigen Zehnkampf, die Krone der Leichtathletik, gewonnen hatte, übergab ihm Schwedens König Gustaf die Olympische Goldmedaille mit den Worten: „Sie sind der größte Athlet der Welt.“ — Viele halten Thorpe heute noch für den bedeutendsten Allround-Athleten aller Zeiten. Jim schüttelte den Zehnkampf sozusagen aus dem Handgelenk, für keine der Übungen hatte er viel

trainiert, in allen aber leistete er gleichmäßig Gutes.

Er war nebenbei ein weltbekannter Fuß- und Baseballspieler. Das sollte ihm später zum Verhängnis werden. Ein Schnüffler hatte entdeckt, daß Jim Thorpe einige Jahre vor den Olympischen Spielen für ein paar Dollars im Monat in einer unterklassigen Berufsfußballmannschaft gespielt hatte. Längst war er wieder Amateur geworden. Aber diese Tatsache genügte dem Olympischen Komitee zum Beschluß, dem Indianer seine Siege im Fünf- und Zehnkampf abzuerkennen. Er mußte sogar die Goldmedaillen wieder zurückgeben, die er aus den Händen des schwedischen Königs empfangen hatte. Seine Rekorde aber ließen sich aus den Annalen des Sportes nicht auslöschen. Sie haben langen Bestand gehabt. Allen zum Trotz wurde Jim doch Berufsspieler und war viele Jahre ein Stern am amerikanischen Fußball- und Baseballhimmel.

Warnung

Die Deutsche Olympische Gesellschaft warnt schon jetzt eindringlich vor unorganisierten Fahrten nach Helsinki. Besonders Jugendliche, die auf eigene Faust nach Finnland trampeln wollen und dann dort ohne Mittel dastehen, würden den finnischen Organisationsapparat auf unerträgliche Weise belasten. Mit einer solchen Rücksichtslosigkeit gegen das gastgebende Land würden sie ihrem eigenen Vaterland und der olympischen Idee einen schlechten Dienst erweisen. Auch vor allen Unternehmungen, die aus dem Olympiajahr 1952 ein Geschäft machen wollen und billige Fahrgelegenheiten versprechen, sei gewarnt. Die Organisationen und Verbände, die über die Eintrittskarten verfügen, werden rechtzeitig über alles Notwendige unterrichten.

Christophorus-Kleinbuchreihe

Jeder von euch, der in einer Klein- oder Großstadt wohnt, kennt ein paar Häuser, die, zwischen 1880 und 1910 entstanden, mit spitzen Türmchen und künstlichen Erkern den Eindruck von Burgen schaffen wollen. Die Zimmer drinnen sind zumeist dunkel, schlecht zu beheizen und durchaus nicht sehr gemütlich. Wir verzichten heute auf unedles Beiwerk und lassen einen Reihenwohnblock auch äußerlich als das erscheinen, was er sein soll. An die Erker und Türmchen muß man manchmal denken, wenn man Bücher liest, die es sich vorgemessen haben, dem christlichen Glauben zu dienen. Es gibt keinen Zweifel darüber, daß, genau so wie die Jugend die politischen Forderungen der Gegenwart mit neuem Inhalt erfüllen will, auch ein großer Teil von ihr bemüht ist, die überlieferten Glaubensbekenntnisse mit neuem oder, besser gesagt, echtem alten Geist zu erfüllen. Ob man aber dieser suchenden Jugend immer noch die alten „bewährten“ Formen und Autoren vorsezen soll, wird besonders der Leser fragen, der selber auf der Suche ist. Sie haben alle ihre Verdienste — Rosegger, Greinz und Schaumann —, aber sie reißen uns nicht mehr mit, verwandeln uns nicht, wie das Autoren wie Graham Greene, Claudel oder Bernanos vermögen. Hübsch, sagt man, und hat auf der Zunge einen süßlichen Nachgeschmack, wie es einem bei dem Gebäck aus Eierscham und Zucker ergeht, aber der Magen bleibt leer. Glaube ist ja keine Angelegenheit des sonntäglichen Kirchenbesuches oder des schönen Sonntagmorgens, sondern er will wichtigster Teil des Lebens sein. Solche Vorbehalte müssen leider gemacht werden, wenn wir auf einige Bücher hinweisen, die jetzt neu erschienen sind.

Der Band von Reinhold Schneider: **Der Widerschein**, enthält 3 Erzählungen, die von der Verwandlung von Menschen handeln, die tief in menschlichen Freveln verfallen, doch durch göttliche Hilfe erlöst werden. Reinhold Schneider hat eine große dankbare Gemeinde und ist unseres Respektes auch dann sicher, wenn wir diese 3 Erzählungen nicht zu den stärksten Zeugnissen seines Schaffens zählen.

Frisch erzählt Albert Krautheimer: **Mein Großvater**. Gewollt einfältig und deswegen nicht recht überzeugend die **Magnuslegende** von Walter Meyerhoff.

Wehner: **Der schwarze Räuber von Haiti** mißachtet ein wenig die Geschichtsschreibung der Gegenwart, die den aufständischen Negern von Haiti mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt, als das etwa noch Heinrich von Kleist in seinem Buch „Die Verlobung von St. Domingo“ tat. Um der Kontrastwirkung willen läßt Wehner die Weibchen gütiger und die Schwarzen böser erscheinen, als das eigentlich heute noch nötig sein sollte.

Dörfler: **Das Geheimnis des Fisches** versucht die Frühzeit des Christentums lebendig werden zu lassen. Das



Buch ist mit feinen Bleischnitten ausgestattet, deren Urheber leider nicht genannt wird (ich vermute, es ist Anni Schröder).

Ruth Schaumann: **Die Müdigkeit** versucht die Empfindung eines jungen Mädchens in der Nacht vor ihrem 21. Geburtstag spürbar zu machen. Dieser Band will uns der lebensfreudigste der kleinen Reihe erscheinen, die sich im übrigen durch geschmackvolle äußere Gestaltung und Preiswürdigkeit auszeichnen. G. St.

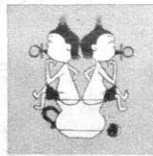
LEXIKON FÜR HOROSKOPER



Der Widder ist zoologisch ein männliches Schaf. Politisch ist das jemand, der an die gegenseitige Abrüstung glaubt, militärisch einer, der sich auf einen dritten Weltkrieg mit Granatäpfeln und Eisbomben vorbereitet. Astrologisch ist dieses männliche Schaf ein Sternbild.



Der Stier galoppiert zwar jede Nacht die Milchstraße entlang, aber wie man hört, sind die Toreros und die Matadores zu sehr mit den Beinen von Dolores beschäftigt, um ihn an den Hörnern zu packen. Aber wer sollte denn auch mit blutunterlaufenen Augen und gesenktem Kopf durch die Wand rasen wollen? Die Politiker sind doch so friedfertig und kompromißfreudig.



Die Zwillinge sind das Sternzeichen der Deutschen. „Zwei Seelen wohnen (ach) in meiner Brust.“ Die eine meint „ohne mich“, die andere möchte die Nase ins Pulverfaß stecken. Unser roter Zwillingbruder marschliert immer noch auf der anderen Eisernen-Vorhang-Seite. A propos marschieren, wir werden demnächst ja auch einen neben uns gehen haben. Schulter an Schulter und so.



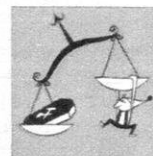
Der Krebs. Die Ausgekochten sind ziemlich rot. Man kann auch sagen, die ganz Roten von ganz links sind ziemlich ausgekocht. Man sieht nicht viel von ihnen. Sie krebren reichlich tief am Boden. Michel Deutsch scheinen sie ja mächtig in die Waden gekniffen zu haben.



Der Löwe durfte früher den größten himmelschreienden Krach schlagen. Nachdem aber die anderen Sternchen und Tierchen auch etwas zu sagen haben wollten, wurde ihm vor kurzem die Zigarre kalt. Selbst in der Wüste hat der Wüstenkönig nicht mehr viel zu brüllen. Die Scheichs haben ihm nicht nur den echten Perser unterm Hintern fortgezogen, sondern ihm auch eine tüchtige Handvoll ägyptischen Sand in die Augen gestreut.



Die Jungfrau muß eine sogenannte „alte Jungfer“ sein. Der alte König Ramses im alten Ägypten will sie nämlich auch schon gekannt haben. Aber wer glaubt noch richtig an sie? Sie hätte doch längst schon mal schamhaft erröten müssen bei all dem, was die auf unserem sündigen Planeten so zu sehen kriegt!



Die Waage ist das Sinnbild der Gerechtigkeit. Sie darf natürlich nicht einem dieser ewig jammernden Geschäftsleute gehören, die überhaupt nichts verdienen, sondern im Gegenteil jeden Tag noch sound-

soviel zusetzen müssen, worüber sie nicht einmal das zu jedem Schlipps passende Auto hinwegtrösten kann. Als der alte Brennus von Gallien gekommen war und Rom erobert hatte, ließ er sich den Sieg in Gold aufwiegen. Schließlich warf er noch sein Schwert in die Waagschale und schrie: „Wehe den Besiegten!“

Der Skorpion kommt am Nachthimmel, in südlichen Ländern und im Karl May vor. Er gehört zu jenen Wesen, die man schlecht bemerkt und gut spürt. Er gehört zu jenen Kleinigkeiten, die einem das Leben unangenehm machen, und soll schon manchen starken Mann zwischen den Zehen gepiesackt haben.



Der Schütze hat seinen Namen von schützen. Zwar ist „schießen“ mit „schützen“ verwandt, aber muß man wirklich immer schießen, um zu schützen? Auch ohne Uniform, Parade-marsch und Karabiner kann man Grenzen schützen. Das heißt, wozu eigentlich noch Grenzen?



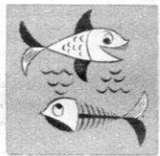
Der Steinbock. Man macht ihn oft zum Gärtner, den Bock. Solange er im politischen Garten die Beete nicht zertrampelt, geht es noch. Aber von staatlichen Bocksprüngen wird der Kohl des kleinen Mannes auch nicht fett. Am besten ist, man packt ihn bei den Hörnern, in die er gerade „Antreten zum Uniformknöpfe-Annähen“ blasen will.



Der Wassermann Ein Typ, der als Gastwirt und Milchhändler wenig beliebt ist. Und wenn ein Weinhändler auch noch in die Politik steigt, dann ist es eigentlich kein Wunder, daß mit der Milch der frommen Denkart auch noch der Lastenausgleich ins Wasser fällt.



Die Fische haben es eigentlich am besten. Was sie nicht sehen wollen, sehen sie nicht, und verplappern können sie sich auch nicht. Nur wenn mal einer reingefallen ist, wie der Hans-Guck-in-die-Luft zum Beispiel, der immer seinem Vogel nachging, dann „stecken sie das Köpfchen aus der Flut und lachen, daß man's hören tut“. Schwieriger ist es mit Typen, die weder Fisch noch Fleisch sind. Die müßten auch ins Wasser. In der Bibel steht schon, daß es besser wäre, man hätte sie mit einem Mühlstein um den Hals an der tiefsten Stelle des Meeres versenkt. Aber das geht leider nicht. Wir können uns ja nicht jeden Tag eine Überschwemmung leisten.





Ausblick

Schnee aus dunklem Himmel rinnt.
Ein Jahr verlosch. Ein Jahr beginnt.

Was zeigt es für ein Angesicht?
Es wächst der Tag. Es keimt das Licht.

Was kommen wird: ist's leicht, ist's schwer?
Hoch wehen helle Schimmer her.

Die Wolken teilt ein strenges Blau.
Frag nicht. Geh deinen Weg. Vertrau.

Wer hangt, bleibt in der Haft der Zeit.
Wer glaubt, ist von der Furcht befreit.

Fühl um die Stirn den Sternenwind!
Ein Jahr verlosch. Ein Jahr beginnt.

Rudolf Bach